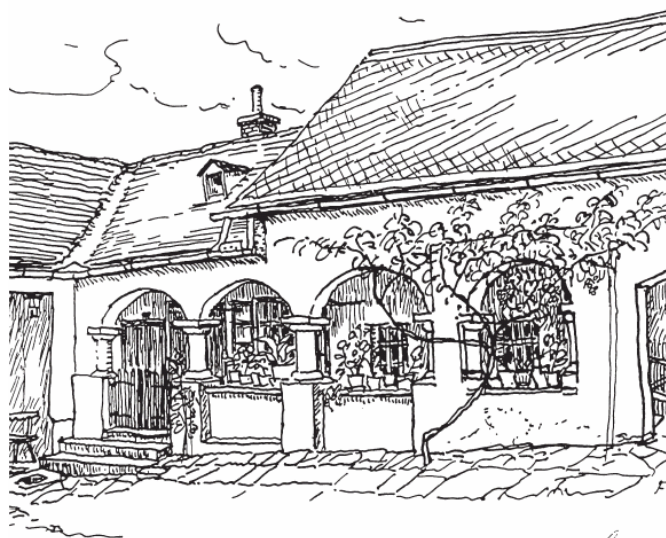




OBERSCHÜTZER MUSEUMSBLÄTTER

MUSEUMSVEREIN OBERSCHÜTZEN



Folge
2
2005

Oberschützen
und seine Menschen
im 19. Jahrhundert



Vorwort des Herausgebers

Liebe Leserinnen und Leser!

Wir freuen uns, Ihnen hiermit die zweite Folge der „Oberschützer Museumsblätter“ präsentieren zu können. Sie beinhaltet im Wesentlichen die Referate des Symposions „Oberschützen und seine Menschen im 19. Jahrhundert“, das am 8. und 9. April 2005 im Haus der Volkskultur stattfand. Dieses Symposium schloss inhaltlich und zeitlich an das Wimmer-Symposium vom Vorjahr an. Es ging dabei vor allem um die Frage: Wie lebten man vor 1900 in Oberschützen? Und es wurde versucht, von verschiedenen Aspekten her eine Antwort darauf zu geben.

Im Rahmen dieses Symposions gab es auch eine Buchpräsentation, die inhaltlich gut zum Gesamtthema passte. Frau Edith Schedl, die Herausgeberin, stellte die Lebenserinnerungen des Oberschützer Schumachermeisters Johann Georg Bruckner (1828-1909) vor, die unter dem Titel „Was ist des Menschen Leben?“ erschienen sind. In ihrem Beitrag berichtet Frau Schedl über die Umstände der Auffindung dieser handschriftlichen Aufzeichnungen und über ihre Veröffentlichung.

Was die Tätigkeit des Museumsvereins betrifft, so stand in diesem Jahr die „Sammlung Simon“ im Vordergrund. Im Juni gab es eine gut besuchte Ausstellung mit einer Auswahl seiner Gemälde, Zeichnungen und Drucke. Die Objekte stammten durchwegs von privaten Leihgebern. Ihnen sei an dieser Stelle nochmals für ihre Bereitschaft zur Mithilfe gedankt. Prof. Dr. Gottfried Reszner sprach zur Eröffnung am 3. Juni einführende Worte. Als ehemaliger Schüler von Prof. Simon und sein Nachfolger als Kunsterzieher am BG/BRG Oberschützen war er dafür besonders prädestiniert. Wir haben deshalb auch sein Eröffnungsreferat in diese Ausgabe aufgenommen.

Allen Autoren danken wir herzlich, dass sie uns ihre Beiträge zur Veröffentlichung überlassen haben.

Ihnen als Leser wünschen wir eine anregende Lektüre. In der Hoffnung, dass unsere Aktivitäten und Veröffentlichungen auch weiterhin Ihr Interesse finden, grüßt Sie der

Museumsverein Oberschützen

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung
des Vereins „Jahr der Volkskultur“

Copyright:

Museumsverein Oberschützen

Hauptstraße 25

A-7432 Oberschützen

Tel.: 0699/ 107 03 921

Fax: 03353/ 6160-20

<http://museum.hausdervolkskultur.com>

E-mail: info.museum@hausdervolkskultur.com

Öffnungszeiten:

Mittwoch: 14-17 Uhr

Jeden 1. und 3. Samstag im Monat: 10-12, 14-16 Uhr

Sonst gegen Voranmeldung

(0699/ 107 03 921 oder per E-mail)

Inhaltsverzeichnis

Gustav Reingrabner

Oberschützen – der Ort und die Kirchengemeinde zwischen 1850 und 1900.....4

Edith Schedl: Ein Buch wird vorgestellt:

„Was ist des Menschen Leben? Johann Georg Bruckner
Lebenserinnerungen eines Schuhmachermeisters aus Oberschützen.....15

Wolfgang Gürtler

Handwerker in der Dorfgemeinschaft.....18

Werner Gross

Die Flur- und Siedlungsformen im Raum Oberschützen.....29

Wolfgang Komzak

Das Bauernhaus in Oberschützen im 19. Jahrhundert
und seine Bedeutung in der Bauernhausforschung32

Heinz Zotter

Landwirtschaft des 19. Jahrhunderts im Raum Oberschützen.....49

Gottfried Reszner

Einführende Worte zur Sonderausstellung
„OStR. Prof. Franz Simon (1909-1997)“.....61

Autorenverzeichnis.....63

Oberschützen – der Ort und die Kirchengemeinde zwischen 1850 und 1900

I.

Im Jahr 1939 beschloss die Gemeindevertretung der Evang. Muttergemeinde A.B. Oberschützen eine neue Gemeindeordnung (Lokalstatut), in dem – neuerlich – festgelegt wurde, dass der jeweilige Bürgermeister des Ortes von Amts wegen dem Presbyterium der Muttergemeinde angehöre. Sogar unter den damals neuen Umständen meinte man, an der gewohnten Verbindung zwischen Ort und Kirchengemeinde festhalten zu können, die seit langem, also in einer ähnlichen Form seit der Errichtung der Kirchengemeinde im Jahre 1783 bestand und für die es viele Beispiele gab, von denen ich hier lediglich zwei einführen will, von denen freilich das zweite zu zeigen vermag – wie die bereits angeführte Bestimmung aus dem Jahr 1939 –, dass sich daraus im 20. Jahrhundert gewisse Probleme ergaben, die erst nach und nach aufgeräumt werden konnten.

Es war der Ortspfarrer, Gottlieb August Wimmer, der die Verantwortlichen des Ortes darauf aufmerksam machte, dass durch einen entsprechenden Reichstagsbeschluss die Möglichkeit bestünde, sich von der Untertänigkeit loszukaufen. Und es scheint, dass er auch zu der Präzisierung der Position der Unterhändler in den Gesprächen mit dem Grafen Gustav Batthyány beigetragen hat, bzw. überhaupt als eine Art Kontaktperson aufgetreten ist. Der Lohn waren entsprechende Anteile und Leistungen zugunsten der Kirchengemeinde, die im Elibertationsvertrag festgeschrieben wurden.

Im Jahr 1880/81 beschloss man, eine neue Volksschule im Ort zu bauen. Bauherr und damit Schulerhalter sollte die Ortsgemeinde sein, was indessen der Schulaufsicht durch den Pfarrer keinen direkten Abbruch tun sollte. Da aber die Ortsgemeinde damals kein Geld hatte, finanzierte die Muttergemeinde den Schulbau, hatte sie doch schon wegen der Übungsschulklassen der Lehrerbildungsanstalt großes Interesse daran, dass die Schule gut ausgestattet war, in welcher die Kandidaten ihre praktische Unterrichtserfahrung sammeln sollten. So wurde die Schule gebaut und bezogen, aber auch genützt. Als sie fünfzig Jahre alt wurde, stellte man fest, dass die Ortsgemeinde der Muttergemeinde bis dahin die Errichtungskosten immer noch nicht abgestattet hatte. Und weil die Zeit dafür günstig schien, kam man überein, dass die Schule nunmehr der Kirchengemeinde geschenkt werden sollte, was wiederum an den Problemen der Lehrerbildung – wie auch sonst in der Ersten Republik im Burgenland – keine Veränderung bringen sollte. Das geschah 1931/33 und so wurde die Muttergemeinde A.B. Eigentümerin des Schulgebäudes. Bloß, eben weil sich nach außen hin nichts geändert hatte, ging das im öffentlichen Bewusstsein des Ortes – bis weit nach 1970 – einfach spurlos vorüber und noch dann, als die Muttergemeinde – beinahe – an der Stelle des alten Schulhauses ein modernes Miet- und Geschäftshaus zu bauen begann, gab es bei manchem Oberschützer Ärger darüber, wieso denn das geschehen könne, dass die Schule der Ortsgemeinde plötzlich einen kirchlichen Bau Platz zu machen habe.

Aber so war es eben im 19. Jahrhundert – und weit darüber hinaus –, Ortsgemeinde und Kirchengemeinde waren eng miteinander verbunden, in gewisser Beziehung stellten sie die beiden Seiten ein und derselben Obrigkeit dar, wozu ja auch beitrug, dass ein erheblicher Teil der ortspolizeilichen Maßnahmen auf dem Weg über die Kirchenzucht, die von dem schon erwähnten Pfarrer Wimmer ziemlich radikal durchgezogen worden war und bis gegen die Mitte des 20. Jahrhunderts geübt worden ist, wahrgenommen wurde. Da war die Strafgeldgebühr, die von jedem, der „als Erzeuger eines unehelichen Kindes konstatiert“ wurde, eingehoben und dann als Aussteuer bzw. Lehrgeld dem Ergebnis dieser unsittlichen Handlung zugewiesen) worden ist, bis zu der Sorge dafür, dass „ein lediges Mensch“, also eine bereits in besseren Umständen befindliche Braut, nicht mit Kranz und Schleier vor den Altar treten

sollte, was noch gegen 1950 angeblich vom Pfarrer mit handgreiflicher Tat verhindert worden sein soll.

Diese Gemeinschaft war nun kein Zufall, sondern ergab sich nicht zuletzt aus den Umständen der Entstehung der evangelischen Gemeinde. Wenn man sich den erhalten gebliebenen Vocationsbrief für jenen ersten Prediger Matthias Harnwolf, der dann eine Berufung nach Agendorf einer solchen nach Oberschützen vorzog, ansieht, entdeckt man, dass als Vertreter der berufenden Gemeinde die Ortsrichter auftraten; nur ein Vice-Richter ist darin vertreten. Es war also „der Ort“, der den Prediger berief, was deshalb sinnvoll und möglich war, weil eben der Ort und so gut wie alle seine kontribuierenden Mitglieder auch die Kirchengemeinde waren. Das ergab sich damit einerseits aus der konfessionellen Zugehörigkeit, andererseits aber auch aus dem genossenschaftlichen Verständnis, sowohl der Gemeinschaft im Ort wie der Kirchengemeinde. Nicht unerheblich war dabei sicher die im ungarischen Luthertum verankerte Gewissheit, dass die potestas ecclesiastica bei der im Gottesdienst versammelten Gemeinde lag.

So wäre unser heutiges Thema von einem Oberschützer des Jahres 1850 – damit auch von dem heute noch mehrmals erwähnten und später selbst noch zu Wort kommenden Johann Georg Bruckner – wahrscheinlich nicht, jedenfalls aber nicht so verstanden worden, wie wir es heute sehen.

Die politische Gemeinde gehört heutzutage zu den im staatlichen Rechtsrahmen besonders hervorgehobenen Gebietskörperschaften, die Kirchengemeinde „genießt“ zwar die Stellung einer Körperschaft öffentlichen Rechtes, wird aber gegenüber den sozusagen „echten“, also durch ein Gesetz errichteten Körperschaften immer deutlicher abgetrennt und damit in den Bereich des Privaten abgedrängt, auch wenn das in burgenländischen Orten im Bewusstsein der Menschen vielleicht noch nicht so deutlich der Fall ist. Natürlich hatte sich auch schon zwischen 1783 und 1850 eine gewisse Distanzierung – mindestens im unmittelbar strukturellen und rechtlichen Bereich – ergeben, die verschiedene Ursachen hatte. Die Gründe dafür waren einerseits die Brüche und Veränderungen, die sich für die Ortsgemeinde mit und seit dem Elibertationsvertrag ergeben haben, die sich dann in den nächsten Jahrzehnten noch fortsetzten, andererseits aber auch die Ausdehnung der Aufgaben der Kirchengemeinden, wie sie etwa durch die Übernahme der Verantwortung (und der Kosten) für das von Gottlieb August Wimmer zunächst als Privatanstalt gegründete Armenlehrerseminar ergeben haben, aus dem doch ziemlich rasch eine reich gegliederte und große Anstalt wurde. Es lohnt sich aber doch, ein wenig die Positionen und Verflechtungen, aber auch die Aufgaben der beiden in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts zu betrachten.

II.

In den ungarischen Ortsgemeinden vollzog sich in dieser Zeit der Wandel vom Ort, der einer oder mehreren Herrschaften untertänig war, was sich bis in die Verwaltung des Ortes auswirkte, zu einem Ort, der im Gefüge des Landes der Stephanskrone stand. Es bedeutete das aber auch für den Einzelnen eine Veränderung seiner Position, die sich nach und nach auch im Bewusstsein auswirkte, auch wenn die starke hierarchische Strukturierung der ungarischen Gesellschaft dem als ein deutliches Hemmnis gegenüberstand. Zunächst war er – auch als Angehöriger einer Dorfgemeinschaft – eben Untertan (Eigen) einer Herrschaft. Und trotz der seit Maria Theresia gegebenen staatlichen Rechtsschutzbemühungen war er doch in den meisten Bereichen seines Lebens von dieser Herrschaft abhängig, die über das Obereigentum jenes Besitzes verfügte, über den er bloß das Nutzungseigentum besaß. Und das konnte auch eingeschränkt werden, wenn es der Herrschaft gefiel. Es war aber jedenfalls durch die Verpflichtung zu Robot und Abgaben in der unmittelbaren Nutzung bzw. seinem Ertrag eingeschränkt. Nun wurde er durch das Ende dieser Form der Grundherrschaft, die bald darnach auch mit einer Ablöse des Obereigentums verbunden war, von dieser Abhängigkeit befreit. Dafür griff der Staat Schritt für Schritt unmittelbar in das Leben der Land-

bewohner ein. Die Errichtung der Stuhlrichterämter, auf die die politischen und sonstigen Aufgaben, die vordem die Grundherrschaft innehatte, übergingen, markiert diese Bemühungen des Staates, die dann zunehmend unter nationalmagyarische Vorzeichen gerieten. Der staatliche Einfluss sollte – und das in einer z. T. sehr ausgeprägten Weise – der Magyarisierung jener Bewohner des Königreichs dienen, die andere Sprachen verwendeten. Das, was in den Städten in Ansätzen schon längere Zeit vor sich ging und nach den Wünschen des Ministeriums schon seit etwa 1825 betrieben wurde, sollte nunmehr auch in den Dörfern und Märkten erreicht werden. Anlässlich der 100-Jahr-Feier der benachbarten Evangelischen Pfarrgemeinde A.B. Pinkafeld fragte der dortige Pfarrer, der vordem in Oberschützen tätig war, besorgt, ob bei der 200-Jahr-Feier überhaupt noch deutsch gepredigt werden könnte bzw. dürfte.

Dass es nicht so gekommen ist, hatte andere Gründe, die sich aber auch auf das Verhältnis von Orts- und Kirchengemeinde auswirkten, auch wenn sie hier nicht mehr angeführt werden sollen. Die strukturellen Verschiebungen betrafen also im 19. Jahrhundert die Ortsgemeinde. Das, was dort, wo in einem Ort mehr als eine Herrschaft größeren Besitz hatte, üblich war, dass nämlich neben dem Ortsrichter auch noch „herrschaftliche“ Richter amtierten, hatte sich mit 1850 aufgelöst, und der Ortsrichter wurde neben seiner genossenschaftlichen Stellung zu einem mehr oder weniger abhängigen staatlichen Organ. Dieser Wandel wurde schließlich durch die Einführung der örtlichen Verwaltungsgemeinschaften gegen Ende des Jahrhunderts und die Übernahme der Matrikenführung durch staatliche Organe im Jahre 1892/96 zu einem gewissen Abschluss gebracht. Da die „Notäre“, die in diese Verwaltungsgemeinschaften kleinerer Orte – Oberschützen hat als „Großgemeinde“ einen eigenen erhalten – von der Regierung entsandt (aber von der Gemeinde bezahlt werden mussten) wurden, da bei der Übertragung der Matrikelämter kirchliche Funktionäre (Geistliche) ausdrücklich ausgeschlossen wurden, trat also ein unmittelbarer staatlicher Einfluss in vielen Bereichen des Ortes hervor. Das genossenschaftliche Verständnis desselben wurde mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt.

Es darf auch nicht vergessen werden, dass diese Maßnahmen durch andere, eher kleinere, aber deshalb nicht wirkungslos bleibende, ergänzt wurden. In den Schulen wurde den Kindern eingedrillt, dass sie „Magyaren“ seien, die alten Comitatsheiducken wurden durch die „Hahnenschwanzler“, also die königliche Gendarmerie, die ein militärischer Wachkörper war, ersetzt, das Symbol der Stephanskrone, das von den Pfarrern im westungarischen Raum im Jahr 1848 und danach noch als Hinweis auf den übergreifenden und nicht national ausgerichteten Charakter des Staates verstanden worden war (Wohlmuth, Wimmer, aber auch Haubner), wurde mehr und mehr nationalmagyarisch propagiert.

Gewiss, Ungarn war groß und die Zentralstellen in Budapest waren nicht allzu nahe, sodass manches (vielleicht sogar vieles) in Oberschützen weiterhin seinen gewohnten Lauf gehen konnte, aber wenn es einmal hart auf hart ging, dann zeigte sich doch der Einfluss dieser Bewegung, die nur teilweise mit der Überschrift „Kulturkampf“ getroffen wird.

Was aber war im Ort die Aufgabe des „Gerichts“, wie man das Leitungsgremium des Ortes immer noch nannte? – Angesichts des Fehlens der Trennung von Verwaltung und Gerichtsbarkeit in Ungarn (in Österreich hatte sich diese endgültig 1868, also nach dem so genannten Ausgleich von 1867, durchgesetzt und blieb daher – ebenso wie das Reichsvolksschulgesetz von 1869 – auch für Oberschützen ohne Bedeutung) kamen dem „Ortsgericht“ Aufgaben im Bereich der Sozialfürsorge, der dörflichen Polizei, der Feld- und Flurpolizei, der Ordnung der Arbeitsbereiche und -zeiten, weiters der Stellungnahmen zu allen möglichen Angelegenheiten, die das Stuhlrichteramt zu entscheiden hatte, wie die Gewerbeangelegenheiten oder bestimmte Baugenehmigungen, aber auch die Regelung und Durchführung jener Arbeiten, die dem Dorf als Ganzes dienten, wie die Erhaltung der Ortsstraßen und Wege.

Es war also schon eine umfangreiche Palette von Aufgaben, zu denen dann, da in den meisten Orten der Notär mit der Matrikelführung betreut wurde, ab 1895/96 noch die Personenstandsführung und das Meldewesen für die Militärverwaltung hinzukamen, was angesichts der illegalen Auswanderungen gelegentlich recht dramatische Bedeutung gewann.

Die ungarische Gesetzgebung war auch im Gemeindebereich eher unbestimmt und vage, dazu keineswegs immer von entsprechender Übersichtlichkeit, was mit der Tatsache zusammenhing, dass durch längere Zeit ältere Rechtstraditionen weitergeführt, ergänzt und teilweise abgeändert wurden, ohne dass diese Änderungen immer genau angegeben wurden. Es kam aber auch vor, dass wichtige Ausführungsverordnungen erst verspätet erlassen wurden. Das galt etwa von den Regelungen im Zusammenhang mit der Einführung der staatlichen Matrikelämter. Die Anweisung zur Führung der Personenstandsbücher erschien erst zwei Jahre, nachdem diese Dienststellen ihre Tätigkeit aufgenommen hatten. Das ergab also eine ganze Menge von Fragen, in denen der Ermessensspielraum, schon in der Gemeindestube, erst recht aber im Stuhlrichteramt oder gar in der Gespanschaft (Comitat) relativ groß war. Damit hing aber die Bedeutung der doch immerhin von den hausbesitzenden Männern zu wählenden Funktionäre, Richter und Geschworenen bzw. Räte, zusammen. Und es war eben nicht gleichgültig, wer da amtierte – auch nicht im Gegenüber oder Miteinander zum Notär, dessen Amtstitel dann im Burgenland mit „Amtmann“ wiedergegeben wurde (und immer noch wird).

Die Geldmittel der Gemeinde waren begrenzt. Strafen wegen kleinerer Vergehen, eine Art Haussteuer, sowie diverse sonstige Abgaben machten die Summe aus, die jährlich zur Verfügung stand. Ein „Rathaus“ gab es nicht, höchstens eine „Gemeindestube“, wofür zeitweise ein Raum in der Schule zur Verfügung stand. Wie sehr man den genossenschaftlichen Charakter der Ortsgemeinde empfand, zeigte sich an der Tatsache, dass bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts allfällige Überschüsse der Kasse am Jahresende an die Kirchengemeinde abgegeben wurden.

Eine bestimmende Wirkung der Verantwortlichen des Ortes auf die Baugestaltung ging in unmittelbarer Weise kaum aus.

III.

Freilich, die Gestalt des Ortes änderte sich zwischen 1845 und 1900 gewaltig, Ausgangspunkt für diese Änderungen war die Gründung und Entwicklung (1845) des Lehrerseminars, das noch unter Pfarrer Wimmer einen immerhin zweigeschossigen Bau erhielt, dem dann bald nach Wimmers Weggang ein zweiter Trakt hinzugefügt wurde, dessen Größe Wimmer selbst als gewissermaßen größenwahnsinnig kritisierte; ihm folgte dann 1857 ein kleiner dritter Flügel. Trotz dieser an sich durchaus ansehnlichen Bauten litt die Schule, die ja schon bald zwei Richtungen aufwies, nämlich ein Gymnasium und eine Lehrerbildungsanstalt, ständig unter Platznot, die erst durch die Errichtung des Internatsgebäudes im Jahre 1893 und dann durch den Bau des Gymnasiums im Jahr 1911/12 behoben wurde. Das waren nun neben der Kirche, die im Jahr 1803 einen Turm erhalten und 1861/62 erhöht worden war, gewissermaßen die Bauten im Ortskern von Oberschützen, die auch das Ortsbild bestimmten, gab es daneben – wenn von der kleinen katholischen Kirche außerhalb des Ortes abgesehen wird – zunächst doch nur die traditionellen Bauernhäuser, wie sie Franz Simon gezeichnet und beschrieben hat.

Die Errichtung der Schulen hatte aber dann weiter Folgen für den Ort. Lehrer, die man angesichts der Vergrößerung der Schulen und der Erhöhung der Klassenzahlen brauchte, kamen hierher und ließen sich nach einiger Zeit definitiv hier nieder. Eine Reihe von ihnen baute sich in Oberschützen ihr Wohnhaus. Diese Wohnhäuser entsprachen jedoch nicht mehr dem traditionellen Bauernhaus, und zwar weder im Stil noch in der Gestalt – sie übertrugen gewisse Villenformen aus der Stadt hierher in den Ort. Dazu gehörte – wir werden es wohl heu-

te auch noch hören – die erstmal von Johann Georg Bruckner angewandte Form des zweigeschossigen Wohnhauses. Das brachte nicht nur eine Vermehrung der Zahl der Häuser im Ort, sondern auch noch anderes. Die alte klare Siedlungsform wurde dadurch, dass zwischen die einzelnen Fluren Gebäude errichtet wurden, bzw. außerhalb der alten Straße, an der die Bauernhöfe gelegen waren, neue Bauten entstanden, verändert. Oberschützen wurde vom Waldhufendorf zu einem Straßendorf.

Die Zahlen der Volkszählung von 1869 bestätigen diese Angaben. Oberschützen hatte damals 154 Gebäude, davon dienten 144 als Wohnhäuser. 150 Gebäude waren bloß ebenerdig, für 4 wurde angegeben, dass sie einstöckig seien, als zweistöckig wurde kein einziges Gebäude bezeichnet, was angesichts des Mittelteils der Schulgebäude des „Seminars“ eine relative Ungenauigkeit der Angaben in der Zählung zeigt. Dass eine ganze Anzahl dieser Häuser nicht mehr den Bauern des Ortes gehörte, zeigt die Tatsache, dass es 132 Grundbesitzer gab, dass also doch schon einige von den angegebenen 10 Lehrpersonen eigene Häuser besaßen.



Felső-Lövő - Oberschützen

Noch aber hat sich nichts Wesentliches gegenüber der traditionellen Dorfstruktur geändert – eines ausgenommen, Zahl und Zusammensetzung der Bevölkerung. Nicht, dass sie nicht auch – so wie in fast allen Orten des Comitats - seit 1787 kontinuierlich gestiegen war (von 835 auf 1004 Personen der heimatberechtigten Bevölkerung; im Jahr 1858 waren es sogar 1337 Personen), sondern dass erheblich mehr Fremde in Oberschützen anwesend waren als überall sonst im Comitats. Im Jahr 1857 waren es 231 (in Oberwart nur 71, in Bernstein 92); im Jahr 1896 waren es 226. Und da ist auch die Verteilung zwischen den fremden Männern und den fremden Frauen bezeichnend: 156 waren männlichen Geschlechts und nur 70 weiblichen Geschlechts. Ähnlich interessant ist das Verhältnis der männlichen zu den weiblichen Bewohnern in der Altersstufe zwischen 10 und 14 Jahren im Jahre 1869: 120 Buben standen nur 45 Mädchen gegenüber, also erheblich mehr als in den Altersgruppen von 6 bis 10 bzw. von 14 bis 18 Jahren. Aber noch eine Zahl aus der Volkszählung des Jahres 1869 passt hierher. In Oberschützen konnten 511 Männer lesen und schreiben, sowie 486 Frauen. Und nur 92 Männer bzw. 106 Frauen konnten nicht lesen und schreiben. Im benachbarten Oberwart konnten 1113 Männer lesen und schreiben, ebenso 1021 Frauen; aber 396 Männer und 594 Frauen konnten es nicht! Alle diese Zahlen beweisen die Bedeutung der Schule in Oberschützen für den Ort, also die erhöhte Zahl der Anwesenden, die starke Gruppe der Heranwachsenden, die geringere Zahl der Analphabeten – die Zahl der Lehrer (1857 waren

es sogar 13) kommt noch dazu. Oberschützens Entwicklung in diesen Jahrzehnten war ganz stark durch die Existenz und das Wachstum der Schule geprägt.

Natürlich blieb der Ort immer noch ein Bauerndorf. Im Jahr 1869 gab es hier 132 Grundbesitzer, also Bauern, 189 Knechte und 63 landwirtschaftliche Tagelöhner, aber nur 18 „Industriearbeiter“. Die Zahl der Handwerker, von denen der größte Teil ebenfalls Bauern waren, hielt sich mit 23, die der Handelsbetriebe mit 5 in engen Grenzen. Dass der Lebensstandard gegenüber der Zeit, da Wimmer als Pfarrer nach Oberschützen gekommen war, deutlich gestiegen war und nunmehr nicht besonders niedrig war, zeigt die lapidare Angabe der Zählung, wonach es in den 154 Gebäuden immerhin 320 Zimmer gegeben habe – also gab es Häuser mit mehr als einen Zimmer, und das doch (trotz der Schule) in einer gewissen, leider aus der Statistik nicht zu erhebenden Zahl.

Vor allem aber gegen Ende des 19. Jahrhunderts erhielt dann der Ort eine Reihe von Einrichtungen, die ihn gegenüber anderen Dörfern in der Umgebung auszeichneten, wobei ja zu bemerken ist, dass er in gewisser Weise dem nächsten zentralen Ort, nämlich Oberwart, das unter nationalmagyarischen Einfluss gegenüber Pinkafeld und Großpeterdorf dazu gemacht wurde, den Rang ablaufen konnte. Von diesen Einrichtungen seien bloß einige erwähnt: Im Jahr 1902 wurde in Oberschützen eine Apotheke eröffnet. Bereits 1891 hatte die Ortsgemeinde ein Trottoir errichtet, Alleebäume pflanzen lassen und sogar Laternen aufgestellt, die dann nach 1908 (bis 1913) durch elektrische Lampen ersetzt wurden. Dazu kamen die Verkehrswege, einerseits wurde ein neuer Weg trassiert, der von Oberschützen aus in die benachbarten, im Bergland gelegenen Siedlungen führte, andererseits plante man seit 1886 eine Eisenbahnstrecke. Das wurde dann 1897 tatsächlich in Angriff genommen, sodass 1903 die Strecke Oberwart – Oberschützen fertig gestellt war, wobei man damals schon an eine Fortsetzung dachte, die über Aschau oder Mariasdorf bis in die österreichische Grenze führen sollte, tatsächlich aber über Vorgespräche hinaus keine Realisierung erfuhr. Im Jahr 1897 wurde eine landwirtschaftliche Wiederholungsschule im Ort errichtet, also eine Art Berufsschule für angehende Bauern. Bei der Errichtung der staatlichen Matrikelämter hat das Oberwarter Stuhlrichteramt, zu dem Oberschützen gehörte, vorgeschlagen, einen Matrikelsprengel mit Sitz in Oberschützen zu errichten (1895), sodass in diesem Jahr tatsächlich dort die erste Ziviltrauung stattfinden konnte. Bereits im Jahre 1859 hat der damalige Lehrer an den Schulanstalten Karl Rothe Untersuchungen über den „Sauerbrunnen in Oberschützen“ angestellt, der freilich erst lange nachher als „Heilquelle“ (alkalischer Sauerling) eingestuft und nutzbar gemacht wurde. Die Telegraphenstation für den allgemeinen Verkehr mit der Leitung über Oberwart nach Steinamanger wurde im Jahre 1897 freigegeben. Das Schwimmbad, das schon unter Wimmer eingerichtet worden war, bedurfte immer wieder der Erneuerung, sodass auch im Jahre 1911 berichtet werden musste, dass es wieder einmal neu gestaltet worden sei.

Dazu kamen die üblichen Vereinstätigkeiten, ab 1882 ein Männergesangsverein; im gleichen Jahr wurde eine Feuerwehr gegründet, später kam der Lese-Verein dazu, ebenso eine „Filiale“ des Roten Kreuzes, die spätestens mit dem Jahr 1913 fassbar ist, obschon bereits bei den Volkszählungen von 1857 bzw. 1869 eine bzw. drei im Sanitätswesen beschäftigte Personen im Ort angegeben werden.

Und die Schulgebäude wurden regelmäßig ausgebaut. Von der Volksschule 1881 war schon die Rede, wobei es schon 1893 zu einem kleinen Ausbau des Hauses kam, dann im gleichen Jahr die Errichtung des Internatsgebäudes („Pensionsgebäude der Schulanstalten“). Damit waren die kirchlichen Bauten zu einem ganzen Komplex angewachsen, der dann 1912 mit dem neuen Gymnasiumsgebäude seinen – räumlich etwas getrennten - Abschluss fand.

IV.

Eigentümer dieser Bauten war die Muttergemeinde, während Kirche, Wimmer- und Pfarrhaus, die beim Abschied von Wimmer schon bestanden, der Pfarrgemeinde gehörten. Denn

das war ja – wie in mancher Gemeinde des Obereisenburger Seniorats – kennzeichnend, dass die Pfarrgemeinde aus einer ganzen Reihe von Orten bestand.

Das kam auch in den kirchlichen Zahlenangaben zum Ausdruck. Etwa zur gleichen Zeit, als die erste systematische Volkszählung (1857) in Ungarn vorgenommen wurde, erschien ein Schematismus des Evangelischen Kirchendistrikts jenseits der Donau, zu dem das obere Eisenburger Seniorat gehörte, in dem wiederum die Pfarrgemeinde Oberschützen lag. Er enthielt nicht eben viele Angaben und nannte auch nur die Gesamtzahl der Angehörigen in den Pfarrgemeinden. Dabei wurde für Oberschützen eine Zahl von 3 433 Gemeindegliedern angegeben; 510 Kinder besuchten die Schulen der Gemeinde, deren es solche in Oberschützen selbst, weiters in Unterschützen, Mariasdorf, Tauchen, Schmidraith, Weinberg und Willersdorf gab – die Grenzen gegen Pinkafeld verschoben sich in den nächsten Jahren noch einigermaßen (Aschau kam zu Oberschützen), Unterschützen wurde selbständig. Mit diesen Angaben über die Schulen waren, wenn Jormannsdorf ergänzt wird, in dem es keine eigene Schule gab, die Filialen aufgezählt, die damals zur Pfarrgemeinde gehörten. Damit ist neben der Existenz der großen, über den lokalen Bedarf hinausgehenden Schulanstalten, der andere strukturelle Faktor angegeben, der das kirchliche Leben in Oberschützen bestimmte. In diesem Parallelogramm vollzog sich dieses Leben, wobei zwei Beobachtungen auffällig sind:

a) Das Vermögen der Schulanstalten und auch ein steigendes Maß an Realbesitz in der Ortsgemeinde gehörten lediglich der Muttergemeinde, die damit zu den vermögenden Teilgemeinden des Distrikts gehörte.

b) Die Filialen (seit 1949 werden sie als „Tochtergemeinden“ bezeichnet) standen stets im Schatten der Muttergemeinde, weil jede einzelne von ihnen auch an Zahl der Gemeindeglieder bei weitem nicht an die der Muttergemeinde heranreichte, obschon sie diese insgesamt doch übertrafen. Das Interesse der Pfarrer war aber stark an Oberschützen gebunden, Gottesdienste in den Filialen gab es keineswegs in allen und vor allem nicht häufig.

So war die Muttergemeinde einerseits ganz stark mit der Verantwortung für den Ausbau und die Erhaltung der Schulgebäude belastet, was ihre Kräfte in Anspruch nahm, andererseits aber auch auf die Zusammenarbeit mit den Evangelischen in den Filialen angewiesen, überdies lag das Schwergewicht der Geschehnisse eindeutig in der Muttergemeinde, die sich so entwickelte, dass man sie etwas später – vielleicht nicht ganz ernst gemeint – als „Athen des Hianzenvolkes“ bezeichnete.

Insgesamt bedeutete das eine Doppelheit des Gemeindelebens und der Verwaltung. Da war auf der einen Seite die Anforderung, das Geld für die Beiträge an die Pfarrgemeinde, also das Pfarrergehalt, die Kosten der Erhaltung von Kirche und Pfarrhaus, aber auch die Kosten für die Notwendigkeiten des Lebens der Muttergemeinde, allen voran die Gehälter der Lehrer an der Volksschule, soweit diese nicht gegen Ende des Jahrhunderts durch einen Staatszuschuss gedeckt waren, aufzubringen. Dabei war die Gemeinde – abgesehen von diesem staatlichen Zuschuss – auf sich selbst angewiesen und hatte das Geld von ihren Angehörigen zu bekommen, also einzuheben und zu verwalten. Es war – wie üblich - z. T. in Geld, z. T. in Naturalien zu entrichten, wobei schon die Umrechnung, also die Bewertung der Naturalien im Geldstandard, Schwierigkeiten machte. Das war die „normale“ Verwaltung der Gemeinde, die nach der Kirchenverfassung durch einen Kurator, durch das Presbyterium und durch die Gemeindeversammlung erfolgte. Die Presbyter galten auch als Delegierte zur Versammlung der Pfarrgemeinde, die in Oberschützen – nicht ganz der Kirchenverfassung entsprechend – Convent genannt wurde und der neben dem Pfarrer noch meist ein Lokalinспекtor vorstand. Dazu kam aber noch die Verwaltung der Schulanstalten, die durch die Schulverwaltungskommission erfolgte. Die Mittel für die Schulen sollten eigentlich von anderen aufgebracht werden, doch war das nicht immer der Fall, was gelegentlich zu erheblichen Schwierigkeiten und Auseinandersetzungen in der Gemeinde führte. Dort unterschied man

wieder die „laufenden Ausgaben“ von den großen Investitionen, also vor allem dem Neu- und Ausbau der Gebäude. Für letztere wurden ad hoc eigene Beauftragte ernannt, wie das auch der schon genannte Johann Georg Bruckner durch einige Zeit der Fall war. Und da ging es dann um durchaus ansehnliche Summen. Sammlungen, Unterstützungen, die ab 1902 endgültig auch der ungarische Staat leistete, die ständigen Hilfen durch die deutsche Gustav-Adolf-Stiftung, und die Beiträge von Seniorat und Distrikt waren die wesentlichen Quellen der Finanzierung sowohl des laufenden Betriebes wie der Investitionen. Natürlich kamen dazu auch noch das Schulgeld sowie die „Pensionsbeiträge“ der Schüler hinzu, doch deckten diese niemals wirklich die Kosten. Weil aber das Armenlehrerseminar des Pfarrers Wimmer im Distrikt gewissermaßen als Gegengründung zum bestehenden Ödenburger Lyceum empfunden wurde und Wimmer eben damals gerade mit seiner Gemeinde Oberschützen aus dem Seniorat „austreten“ wollte, waren die Zuwendungen von kirchlicher Seite durch längere Zeit eher bescheiden. Und finanziell kamen die Anstalten eigentlich nie aus den Schwierigkeiten heraus, was nur durch die Trennung der Finanzen von den laufenden Mitteln der Pfarr- wie der Muttergemeinde für diese als erträglich erschien.

Aber nicht nur durch diese finanziellen Fragen war das Verhältnis Kirche und Schulen nicht einfach. Das ergab sich schon daraus, dass der Ortspfarrer als Vorsitzender der Schulverwaltungskommission eigentlich der unmittelbare Vorgesetzte des Leiters der Schule war, was im dortigen Konferenzzimmer gelegentlich nicht eben positiv aufgenommen wurde. Nicht zufällig sind mehrere Seminarvorstände nach kürzerer Zeit wieder aus Oberschützen weggegangen – und es waren nicht die Unfähigsten, andererseits sind andere wieder zum Pfarrer „aufgestiegen“. Nach und nach ist aber die innere, auf Wimmer zurückgehende Einheit von Seminar, also Anstalt, und Gemeinde, also Pfarramt, zerbrochen, vor allem durch die Berufung von Pfarrern von auswärts. Gleichzeitig ist aber auch die innere Ausrichtung der Gemeinde und der Schulen anders geworden. Die aus Deutschland berufenen Lehrer hatten z. T. noch die Ideen des Philanthropeums, z. T. auch Wimmers Ideen von Bildung und Glaube als Erbe der deutschen Kultur in sich; nach und nach traten aber andere an ihre Stelle, die vom nationalmagyarischen Gedanken erfasst waren. Und es war bezeichnend, dass in dem Augenblick, in dem Julius von Stettner Senior des Obereisenburger Seniorats wurde (1881), die Protokolle der Senioratskonvente ungarisch abgefasst wurden. So wurden die Schulanstalten (Stettner war vor seiner Berufung zum Pfarrer Direktor, und zwar ab 1870) mehr und mehr zu Einfallspforten des Magyarentums und gerieten damit in einen deutlichen Gegensatz zur Gemeinde, zu den Filialen mehr noch als zur Muttergemeinde. Der „Kulturkampf“ in Ungarn am Ende des Jahrhunderts verstärkte diesen Gegensatz noch, der erst 1921 mit dem Abzug der meisten ungarischen Professoren endete. Aber dafür kamen dann aus der Untersteiermark die radikal Deutschnationalen, die dort im Kampf gegen das „Slawentum“ geschult waren und die Saat des Nationalsozialismus nach Oberschützen brachten. Also war auch das eine Frucht der Schulanstalten, die die Pfarrer wie den Ort beeinflusste.

Wenn man aber nach der Arbeit und dem Leben der Kirchengemeinde fragt, dann sieht man, dass dieses sehr stark an das Pfarramt gebunden war, weil dessen Träger so etwas wie die Amtsautorität verkörperte. Und die Gemeinde selbst trat einerseits in der Verwaltung, beginnend von der Wahl des Geistlichen wie der Lehrer, aber auch durch die Genehmigung der Abrechnungen und die Beschlussfassung größerer Arbeiten an Kirche und in der Gemeinde hervor, überließ aber die sogenannten geistlichen Angelegenheiten dem Pfarrer, dessen Anrede nicht umsonst die eines „geistlichen Herren“ war. Aber, was tat sich? Dabei sollte man nicht übersehen, dass die „Gemeinde“ das stabile Element in dem Dual von Amt und Gemeinde war, war es doch so, dass die Pfarrer kamen und gingen, die einem bald, die anderen erst nach längerer Zeit. Immerhin hatte Oberschützen zwischen 1848 und 1876 vier, wenn man die beiden Amtszeiten von Ernst Blochmann getrennt zählt, sogar fünf Pfarrer, also etwa alle sechs Jahre einen, worauf dann die Tätigkeit von Julius von Stettner folgt, der vierzig Jahre lang in Oberschützen Pfarrer war, nachdem er schon sechs Jahre als Seminar-

direktor tätig gewesen war. Und jeder dieser Pfarrer brachte theologisch und persönlich seine eigenen Vorstellungen mit, wodurch Oberschützen nach und nach ein Ort des theologischen Liberalismus wurde. So änderte sich die Predigt, aber auch die Vorstellung der Glaubensinhalte, die Gemeinde blieb aber – und das ist etwas Bedeutsames. Das, was in Unterricht und Verkündigung gehört wurde, verband sich mit der Tradition und den überkommenen Moralvorstellungen zu einer gewissen Einheit, über deren Einhaltung doch die Gemeinschaft wachte, denn wenn man ausscherte, war man schnell im Gerede. Und durch die Fremden, die da an den Schulen unterrichtete, ließ man sich nur zum Teil beeinflussen.

Denn neben der Unterweisung in Schule und Konfirmandenunterricht, die nach dem Prinzip der Lernschule erfolgte und durchaus leistungsorientiert war, und der Verkündigung in der Predigt war es eigentlich nur wenig, was das kirchliche Leben auszeichnete und ausfüllte. Natürlich waren die Taufen, die in bescheidenem Rahmen gehalten wurden (und am Tag der Geburt oder am darauffolgenden erfolgten), die Konfirmation (Oberschützen hat zwischen durch das „Abbitten“ nicht mehr gepflogen), vor allem aber die Trauungen und die Beerdigungen wesentliche Teile des Lebens. Und daran hatte man teilzunehmen. Vereinzelt gab es Feste und besondere Anlässe, wie Missionsvorträge (nicht zuletzt der sogenannten „Leipziger Mission“), gab es Sammlungen, vor allem für den von Wimmer gegründeten „Unterstützungsvereins“, der das Prinzip der Gustav Adolf Arbeit – etwas modifiziert – auf die Gemeinde übertrug und für Mission, Diakonie und eigenen Bedarf sammelte, es gab – wieder von Wimmer initiiert, worüber man bei Johann Georg Bruckner nachlesen kann – Schriften, die verbreitet und wohl auch gelesen wurden, und es gab doch ein relativ hohes Maß an Reflexion.

Die Zeiten, wo Oberschützen aus dem Seniorat austreten wollte, waren vorbei, das Verhältnis beruhigte sich nach und nach. Wimmer war ja auch nicht mehr da, und im Jahr 1881 wurde der Oberschützer Pfarrer zum Senior gewählt, sodass bis weit über die in dieser Übersicht zu beachtende Grenze des Jahres 1900 hinaus Oberschützen zunächst einmal Sitz des Seniorates war. Das entsprach eben der stattlichen Erscheinung der Kirchengebäude, den Schulen, aber auch insgesamt dem Ort.

V.

Dieselben Menschen, die den Ort und seine Gemeinschaft bildeten, bildeten auch die Kirchengemeinde. Für sie war beides eine Einheit. Das zeigt sich nicht nur daran, dass sie am Leben beider beteiligt waren, sondern auch darin, dass ihre Lebensgewohnheiten und Bräuche im Schnittpunkt beider Brennpunkte des Lebens standen. Natürlich half ihnen dabei, dass trotz aller Probleme um die Magyarisierung das ungarische Luthertum eine sehr patriotisch- vaterlandsbewusste Kirche war, die zudem dem System und den Ordnungen der Gesellschaft eingeordnet blieb. Und beide waren durchaus traditionsbewusst, wie nicht nur die ständigen Rückbezüge auf vergangene Regelungen in Gesetz und Kirchenordnung, sondern auch die Verkündigung und die Regelung des täglichen Lebens zeigen.

So war es eben auch so, dass die Sitten, allgemeinen Feiern und Gebräuche von beiden Teilen her bestimmt wurden, wobei einmal die eine Seite, dann wieder die andere überwog, bzw. stärker in Erscheinung trat. Ein hübsches Beispiel gibt ein Hochzeitslied, in dem sich die kirchliche Verkündigung zu Ehestand und Gemeinschaft mit – eher anders gearteten – Erfahrungen aus dem Ehealltag zu einer etwas wehmütigen Zusammenschau verbinden. So war es eben. Und Zeugnisse dieser Volkskultur – wie man das heutzutage ja wieder nennen darf – gibt es aus Oberschützen genug. Gerade Hochzeitsbräuche sind schon vor mehr als hundert Jahren aufgezeichnet worden, ebenso aber auch das Blochziehen, das stattfand, wenn es im ganzen Fasching keine einzige Hochzeit gab, und das durchaus die kirchliche Zeremonie persiflierte, gleichzeitig aber auch handfeste Anspielungen auf das dörfliche Leben enthielt. Dazu kamen die Totengebräuche, unter denen das Totenwachtsingen, das erst in jüngerer Zeit zu einer kirchlichen Angelegenheit wurde, hervorragt, weil es wieder diese

Verbindung von Kirchlichem und Weltlichem in sich barg. Aber auch rund um den Oster- und den Weihnachtsfestkreis rankten sich Bräuche, wie das Osterfeuer, dessen Betreuung der Jugend und den Konfirmanden überlassen war, das Sternsingen in der Weihnachtszeit, aber auch – und das ist beachtlich – das Frisch- und Gesund-Schlagen am Tag der Unschuldigen Kinder oder der Heilungstriezel, über den 1895 aus Unterschützen berichtet wird, die beide eher katholischem Umkreis zugeordnet werden können.

Aus den Handlungen spielen dann die religiösen Verbundenheiten, insbesondere also auch Bibel und Liedverse in die materielle Kultur hinüber, wo sie wenigstens als Zierrat auf den Gegenständen des alltäglichen oder des festtäglichen Lebens zu finden sind. Und das war damals eben nicht nur Zierrat, sondern Ausdruck des Lebensgefühles, wie es in diesem Ort vorhanden war und trotz der Ansiedlung von Studenten und Lehrern am Leben blieb. Natürlich müsste man jetzt auch noch auf die profanen Überlieferungen eingehen, von denen zuletzt auch noch Hans Neubauer berichtet hat, von denen man aber schon manches bei Johann Raimund Bünker und Anton Pfalz lesen kann. Das aber würde den Rahmen dieser Ausführungen sprengen.

Dafür muss noch auf eine andere Sache eingegangen werden. Im Jahre 1904 berichtete die Oberwarter Sonntagszeitung, dass das Lehrerbildungsseminar in Oberschützen nunmehr aus der Reihe der Lehranstalten mit nichtungarischer Unterrichtssprache gestrichen und in das Verzeichnis der ungarischen Lehranstalten aufgenommen worden sei. Man meinte damals, sich einer Entwicklung, die in gewisser Weise von Wimmer vorbereitet worden sei und die nicht aufzuhalten wäre, einfügen zu müssen, zumal das Ministerium mit entsprechenden finanziellen Unterstützungen winkte. Damit tat man aber eine Kluft auf, die sich im Ort und in der Kirchengemeinde wohl schlimm ausgewirkt hätte, wäre sie länger bestehen geblieben. So führte sie zur Mobilisierung von Gegenkräften, und zwar in den Filialen fast noch mehr als in Oberschützen selbst. Und die bodenständige Kultur stand in Gefahr, gewissermaßen auf ein unteres Niveau abgedrängt zu werden. Es war die politische Entwicklung nach dem großen Krieg, die diese Gefahr gewissermaßen beseitigte. Dafür hat sie jedoch andere Fehlentwicklungen ermöglicht, vor allem aber zunehmend dazu geführt, dass die alte Einheit von Ort und Kirchengemeinde mehr und mehr zur Auflösung gebracht wurde. Wenn man aber will, war das wiederum der entscheidende Schritt zur Modernisierung des Ortes wie der Kirche. Freilich, bis es so weit war, dass man wirklich ein neues und emotionsloses Verhältnis fand, dauerte es bis weit ins 20. Jahrhundert hinein.

Anmerkung:

Der vorstehende Text, der als Referat am 8.4.2005 in Oberschützen vorgetragen wurde, hatte eine doppelte Funktion. Einerseits sollte er Einführung in die nachfolgenden Vorträge des Symposions, die speziellen Fragen gewidmet waren, sein, andererseits sollte er der Einordnung des an diesem Abend präsentierten Lebensberichtes des Oberschützers Johann Georg Bruckner dienen, der in Ort und Kirchengemeinde Aufgaben wahrgenommen hat, als Bauer und als Handwerker tätig war und nicht zuletzt eine beachtliche Familie gegründet hat. Das diktierte die Form und den Inhalt der Darlegungen. Da sie keine eigenen Forschungen bringen, kann guten Gewissens auf Einzelnachweise verzichtet werden, stattdessen wird auf die nachfolgend angegebenen Bücher und Aufsätze verwiesen.

Dazu sind aber noch zwei Bemerkungen notwendig:

a) Es gibt weder eine zureichende Ortsgeschichte von Oberschützen noch auch eine solche für die Kirchengemeinde. Zu sehr standen wohl beide im Schatten der Persönlichkeit von Gottlieb August Wimmer. Gerade deshalb wären sie aber notwendig.

b) Der unten angegebene Band der Topobibliographie enthält annotierte Titel zahlreicher Zeitungsberichte, die über einzelne Geschehnisse in Oberschützen und zwar seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert berichten. So ersetzt er ein Stück weit die fehlenden geschichtlichen Darstellungen.

A Dunántuli Ágost. Hitvall.Evangelikus Egyházkerület Névtára az 1854-dikesztendőre, 1854, o.O.

Allgemeine Landesbibliographie des Burgenlandes, VII. Teil, Topo-Bibliographie, 3.Bd., bearb. v. Josef Klampfer, Eisenstadt 1988, S. 2612ff, Nr. 44 516ff.

Otto Brunner u.a., redd., Burgenland. Landeskunde, hg.v.d. Bgld. Landesregierung, Wien 1951

Gottfried Fliegenschnee, red., Glauben und Bekennen, 200 Jahre evangelische Kirche Oberschützen, Oberschützen o.J. (1985)

Hugo Hassinger u.a., Hgg., Burgenland. Ein deutsches Grenzland im Südosten, Wien 1941 („Burgenland Atlas“)

Tibor Kovács, Das südliche Burgenland in den Konskriptionen aus der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts, Eisenstadt 1967

Tibor Kovács, Das südliche Burgenland in den Volkszählungen der Jahre 1857 und 1869, Eisenstadt 1972

Karl Kuzmany, Urkundenbuch zum österreichisch-evangelischen Kirchenrecht, Wien 1856

Museumsverein Oberschützen, Hg. Katalog Heimathaus Oberschützen 2004.

Liane Presich-Petueli, Geschichte des Dorfes Oberschützen im Rahmen seiner jeweiligen Herrschaftszugehörigkeit, Hausarbeit, Manusk. im Bgld.Landesarchiv 4/402

Gustav Reingrabner, red., Evangelisch im Burgenland, 200 Jahre Toleranzpatent, Katalog der Ausstellung, Eisenstadt 1981

Gustav Reingrabner, Geschichte der Evangelischen Pfarrgemeinde A.B. Oberschützen, In: Lebendiges Evangelium, Blätter aus dem Evang. Diözesanmuseum Stoob 2/1984, 3ff

Karl Julius Schröer, Hg. Deutsche Weihnachtsspiele aus Ungarn, ²Wien 1858, 160f.

Eduard Stepan, Burgenland-Festschrift, Wien 1920

György Tilcsik, Wimmer und die ungarische Revolution 1848/49; In: Oberschützer Museumsblätter 1/2004, Symposion: Gottlieb August Wimmer und die Länder der Stephanskronen, Oberschützen 2004, 17ff

Karl Ulbrich, Siedlungsformen des Burgenlandes, In: Bgld. HBII 1935 , 97ff, 141ff, v.a. 144, 180.

Edith Schedl: Ein Buch wird vorgestellt:

„Was ist des Menschen Leben? Johann Georg Bruckner Lebenserinnerungen eines Schuhmachermeisters aus Oberschützen.

Im Mittelpunkt dieser Lebenserinnerungen steht Johann Georg Bruckner (1828 -1909). Der in Oberschützen geborene Schuhmachermeister erzählt wichtige Stationen seines langen Lebens.

Der Fund seines in Kurrentschrift verfassten, umfangreichen Manuskripts.

1975 kauften meine Eltern, Irma und Richard Klenner, das damals baufällige Haus Gisella Bruckners. Es befand sich in einem desolaten Zustand: feuchte Mauern, freiliegende Leitungen, nur Kaltwasser, abbröckelnder Verputz. Das spielte für meine Eltern zunächst keine Rolle, da sie eigentlich nur an dem Platz interessiert waren. Das Haus sollte geschleift werden und die frei gewordene Fläche den Gebrauchtwagen ihres Autohaus- und KFZ-Betriebsgeländes als Abstellplatz dienen.

Aber so spielt das Leben: Es sollte anders kommen, denn an ein Abreißen des Hauses war nicht zu denken, da es unter Denkmalschutz stand! Also musste umdisponiert werden, und von den verschiedenen Möglichkeiten, die in Erwägung gezogen wurden, entschieden sich meine Eltern für die Variante, es als Wohnhaus zu belassen, aber natürlich von Grund auf zu renovieren. Das ist nun auch schon wieder eine Weile her und in der Zwischenzeit ließ meine Mutter das Haus komplett neu eindecken und neuerlich trocken legen.



Rosina und Johann G. Bruckner zu Besuch in Kesmark, 1901

So wie sich das Haus heute präsentiert, stellt es, glaube ich, ein würdiges Denkmal für dessen Erbauer, Johann Georg Bruckner, der uns seine umfangreichen Lebenserinnerungen hinterließ, dar.

Bevor der Bau der Garagen im Hoftrakt in Angriff genommen werden konnte, musste der lang gestreckte Holzschuppen entrümpelt und entfernt werden. Bei dieser Aktion konnten wir dann zahlreiche vergilbte Schriftstücke und Fotos - in Weidenkörben aufbewahrt - sicherstellen. Es war mir von vornherein klar, dass es sich um etwas Besonderes handelte, als ich die Datumangaben, fast alle aus dem 19. Jh., sah. Damals hatte ich allerdings noch keine Zeit, mich mit den einzelnen Fundstücken auseinander zu setzen. Ich betrachtete sie aber als einen wertvollen Schatz, den ich in „Pampers“-Schachteln aufbewahrte. Sie waren auch Teil meines Übersiedlungsgutes nach Wien, wo ich mit zwei Kindern und neben meiner Berufstätigkeit als Lehrerin keine Zeit fand, sie genauer zu begutachten. Erst vor einigen Jahren begann ich mich mit dem „geretteten“ Material genauer zu beschäftigen.

Der bedeutendste Fund waren bestimmt die 251 in Kurrentschrift verfassten Seiten mit den Lebenserinnerungen Johann Georg Bruckners.

Die Bearbeitung des Originaldokumentes

Zunächst versuchte ich einmal Bruchteile zu entziffern - mit Lupe-, da die Schrift teilweise sehr klein und auch unleserlich war. Dann kam mein Mann auf die Idee, das Dokument für eine bessere Lesbarkeit zu vergrößern. Nun ging es etwas leichter. Auf einem Kollegblock begann ich seitenident, mit großer Unterstützung meiner Mutter, die mir den Text vorlas, alles zu transkribieren. Für jedes Wort, das ich nicht entziffern konnte, malte ich einen Strich und versah diesen und das Wort auf der Kopie mit einer fortlaufenden Nummer. Sobald ich ein „Opfer“ gefunden hatte, das Kurrentschrift lesen konnte oder es zumindest vorgab, bat ich es um Hilfe. Einmal traf ich mich mit einer alten Dame aus Wien im Dom-Café am Stephansplatz. Sie hatte eine Annonce aufgegeben, dass sie gegen Bezahlung Kurrentschrift lesen würde. Sie war sehr nett, ihre diesbezüglichen Fähigkeiten ließen aber sehr zu wünschen übrig, ich glaube, sie wollte eigentlich einen Zeitvertreib als Gesellschaftsdame.

Obwohl noch viele Stellen nicht identifiziert waren, begann ich nun das Ganze mit dem Computer zu schreiben. Diese Version – buchstabenident mit Bruckners Original- legte ich Herrn Univ. Prof. Reingrabner eines Tages zur Ansicht vor und bat ihn um seine Meinung, ob das Ganze wert wäre um es zu veröffentlichen. Nach Durchsicht meiner Transkription bot mir Prof. Reingrabner seine Unterstützung an, die ich sehr dankbar annahm. Er konnte viele der fehlenden Ausdrücke lesen bzw. Falsches korrigieren. Er machte sich auch die Mühe, alle von Bruckner zitierten Bibelstellen herauszusuchen. Und er beriet mich in allen Phasen des Projekts sehr geduldig. Ich danke ihm besonders für seine Hilfe. Ohne seine Unterstützung wäre es wohl kaum zu einer Veröffentlichung gekommen.

Worüber der Schumachermeister Johann Georg Bruckner berichtet

Die Beschäftigung mit dem alten Text war nicht nur sehr mühsam und zeitaufwändig, sondern auch unglaublich interessant. Egal, in welches Thema ich mich vertiefte, ob es Bruckners Schulzeit in Oberschützen war - er hatte noch Gottlieb August Wimmer als Lehrer -, ob es seine Wanderjahre waren, die ihn nach Wien, Ödenburg und Pest brachten, seine authentische Schilderung der Ereignisse während der Oktoberrevolution von 1848 in Wien, die Erlangung des Meisterrechtes, der Bau des Hauses, seine beruflichen und ehrenamtlichen Verpflichtungen, das Leben im Dorf, sein Familienleben, die schwere Krankheit seiner Frau, die Berufsausbildung seiner vielen Kinder, und was aus seinen Nachkommen geworden ist, es kam mir vor, als würde sich eine Tür nach der anderen öffnen, und so hatte ich das Gefühl, immer wieder in „andere Welten“ einzutauchen.

Auf dem Weg zur Veröffentlichung

Eine schwierige Entscheidung war, in welcher Weise der Bruckner Text veröffentlicht werden sollte:

- .) buchstaben- und wortident, mit allen Fehlern
- .) komplett korrigiert und nach neuer Rechtschreibung oder
- .) wortident, aber mit sehr sanften Korrekturen

Ich entschied mich nach Absprache mit der Lektorin für die 3. Variante, da der Text auf diese Weise doch lesbar gestaltet wurde und dadurch von seiner Ursprünglichkeit nicht allzu viel eingebüßt hatte.

Natürlich fand diese Arbeit, sowohl Bruckners Originalmanuskript zu entziffern, als auch meine Bearbeitung des Textes zum Großteil im „stillen Kämmerlein“ statt. Dass dieses Projekt nun der Öffentlichkeit vorgestellt werden konnte und auch sehr positiv aufgenommen wurde, stellt ein gewisses Gleichgewicht dar.

Johann Georg Bruckners Familie

Das jüngste Kind Johann Georg Bruckners, Gisella Bruckner, verstarb 89-jährig 1975 in Oberschützen, wo sie den Großteil ihres Lebens verbracht hatte. Sie hatte keine Kinder, d.h. seither leben in Oberschützen keine Nachkommen dieser einst bestimmt bedeutenden Familie des Ortes.

Ich kannte Gisella Bruckner noch persönlich, so wie sich noch viele Ortsbewohner an diese Frau erinnern können: Eine sehr gescheite Frau, die ihren Garten über alles liebte, die aber, durch die wechselhafte Geschichte der ehemaligen Monarchiegebiete von allen ihren Geschwistern getrennt, ihren Lebensabend in großer Einsamkeit verbringen musste.

Einige ihrer Geschwister und Nichten, die manchmal zu ihr nach Oberschützen zu Besuch kamen, kannte ich persönlich. Und all diese Menschen machten einen sehr starken Eindruck auf mich: Sie wirkten sehr vornehm und, was das Ganze für mich noch interessanter gemacht hatte, sie sprachen miteinander immer wieder ungarisch! Denn alle zehn Bruckner-Kinder hatten zwar als Muttersprache Deutsch, waren aber im Königreich Ungarn geboren. Das Burgenland gibt es ja erst seit 1921. Und seit diesem Jahr lebte Gisella in einem anderen Staat als ihre Geschwister. Die Folgen des 2. Weltkrieges sollten die Familien auf noch mehr Länder aufteilen.

Erst bei der Arbeit an diesem Buch wurde mir bewusst, welch großartige Leistung Johann Georg Bruckners es gewesen war, allen seinen Kindern eine besondere Schul- und Berufsausbildung zu gewähren, und welches Schicksal diese Kinder dann durch die politischen Veränderungen zu bewältigen hatten.

Dass bei der Buchpräsentation eine Urenkelin des Verfassers, Frau Dr. Márta Breuss, geb. Bruckner, die ich während des Projekts kennen gelernt hatte und die meine Bemühungen um eine Fertigstellung und Veröffentlichung der Arbeit sehr unterstützte, anwesend war, freute mich sehr. Auch ihr Sohn Daniel, also ein Ur-urenkel Bruckners, war zugegen.

Johann Georg Bruckner hatte 36 Enkelkinder - verstreut über die ganze Welt -, von denen noch sechs leben. Es war eine besondere Auszeichnung, dass eine in Budapest lebende 83-Jährige Enkelin, Frau Diplom-Volkswirtin Marianne Viola Szücz, extra zur Buchpräsentation mit ihrem Enkel Márton, also einem weiteren Ururenkel Johann Georg Bruckners, angereist kam.

In alle Windrichtungen zerstreut...

Johann Georg Bruckner schreibt auf der ersten Seite seiner Lebenserinnerungen:

„Geboren ward ich den 15. Jänner 1828. Was mir von meiner Kindheit erzählt wurde, war sehr betrübend für meine Eltern: Ich soll immer kränklich gewesen sein – denn zweimal sollte mir das Sterberöckchen, wie man es nannte, gemacht worden sein – denn damals waren noch keine zu kaufen wie jetzt alles leicht zu bekommen ist. Aber es war nicht der Wille des Herrn. Sondern aus dem schwachen Kindlein soll noch ein starker Familienvater geworden sein, dessen Kinder sich in allen Windrichtungen zerstreuen.“

Im Zeitalter der Globalisierung sind nun die zahlreichen Nachkommen Bruckners nicht nur mehr innerhalb eines Landes „in allen Windrichtungen zerstreut“, sondern haben ihre Wurzeln in verschiedenen Ländern geschlagen: Österreich, Ungarn, Deutschland, Belgien, USA...

Bestellungen an:

Edition lex liszt 12, 7400 Oberwart Raingasse 9b: E-mail:II12@bkf.at / Fax: +43/3352/34685
ISBN: 3-901757-42-2 Preis: 17,-€ (zuzügl. Versandkosten)

Handwerker in der Dorfgemeinschaft

Einem Versuch – und mehr als ein Versuch kann dieser kurze Beitrag nicht sein –, das Handwerk und die Handwerker in Oberschützen im 19. Jahrhundert darzustellen, müssen zum besseren Verständnis einige grundsätzliche Informationen über das zünftige Handwerk vorangestellt werden.

Zünfte waren Verbände von Handwerkern, denen jeweils die Meister mit ihren Gesellen und Lehrlingen eines Handwerks oder einer Gruppe von verwandten Handwerkszweigen angehörten, auf gesetzlicher Basis. Diese war die „Handwerksordnung“, die vom Landesherrn, später auch vom Grundherrschaftsherrn ausgestellt bzw. von diesem bestätigt wurde. In ihr waren der Zugang zum Handwerk, die Ausbildung, ein „sittlicher“ Lebenswandel, das Verhältnis von Meistern, Gesellen und Lehrlingen untereinander, Bestimmungen über Qualität und Preise der Produkte, aber auch Schutz vor Konkurrenz nicht in der Zunft „einverleibter“ Handwerker und ein gesichertes Absatzgebiet enthalten.

Für die Mentalität und das Selbstverständnis der Handwerker waren sicher die bis zur Aufhebung der Zünfte (im Königreich Ungarn erst 1871 [?]) geltenden Aufnahme- und Ausbildungsbestimmungen in den Handwerksordnungen prägend.

Obwohl zumindest seit Beginn des 18. Jahrhunderts (etwa in der „Reichshandwerksordnung“ von 1731) und darauf basierend von Maria Theresia und Joseph II. die Zugangsbeschränkungen zum Handwerk, die aus der Frühzeit des in Zünften organisierten Handwerks seit Anfang des 14. Jahrhunderts stammten, gesetzlich verboten wurden, wurden sie speziell im ländlichen Bereich weitgehend aufrecht erhalten.

Um überhaupt als **Lehrling** „aufgedingt“ (zur Lehre zugelassen) zu werden, musste man

- a) **männlich** sein (Es gab zwar anfänglich Handwerke, in welchen auch Frauen „Meister“ <und nicht wie später „Meisterin“, Ehefrau eines Meisters> sein konnten; doch wurden sie etwa ab dem 15. Jahrhundert nicht mehr „zum Handwerk zugelassen“),
- b) **ehelicher Geburt**, genauer gesagt, „ehelich erzeugt“ sein (der Zeitraum zwischen Eheschließung der Eltern und dem Geburtstermin wurde genau nachgerechnet) und
- c) **von „ehrlicher“ Abstammung** sein. Dies hieß, dass der Vater nicht nur nicht „vorbestraft“ sein durfte, sondern auch keine der im Verständnis des Mittelalters und der Neuzeit „unehrlichen“ Professionen ausübte. Dazu zählten bemerkenswerter Weise Berufe von hoher Bedeutung für die Allgemeinheit und den Einzelnen, wie etwa Bader (die eine notdürftige medizinische Versorgung gewährleisteten), aber auch „Abdecker“ („Schinder/Schinter“), welche Aas entsorgten bzw. verwerteten, und Scharfrichter. Bei diesen Verrichtungen dürfte die Nähe zu solch tabuisierten Bereichen wie Blut und Tod zur Ausgrenzung geführt haben.

Je nach Jahrhundert und Region zählten aber auch Töpfer, Büttel (Gerichtsdieners) bzw. „Organe der öffentlichen Sicherheit“ sowie – heute würde man sagen „Entertainer“ – wie Sänger, Possenreißer, Gaukler u. ä. dazu. Nur der Vollständigkeit halber möchte ich noch anführen, dass in der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts kein „Pfaffensohn“ in Wien Goldschmied werden durfte, noch 1565 schlossen die Schneider in Worms, Frankfurt, Speyer, Mainz u. a. Orten ein „Pfaffenkindt“ von der Lehre aus; hier war zwar der Beruf des Vaters kein „unehrlicher“, allerdings stigmatisierte dessen Übertretung seines Keuschheitsgelübdes das Kind – wofür dieses allerdings nichts konnte.¹

¹ Rudolf Wissel, Des alten Handwerks Recht und Gewohnheit, Bd. 1, Berlin 1971, S. 241 und 242 (=Einzelveröffentlichungen der Historischen Kommission zu Berlin, Band 7). Zur Unehrlichkeit allgemein: Werner Dankert, Unehrliche Leute – Die verfemten Berufe, Bern und München (Francke), 1963

Außerdem mussten noch 2 angesehene Männer (manchmal mussten sie selbst Handwerker sein) für den potentiellen Lehrling bürgen. Dies war deshalb notwendig, weil im Gegensatz zu heute der Lehrling keine „Lehrlingsentschädigung“ erhielt, sondern im Gegenteil noch an den ausbildenden Meister eine beträchtliche Geldsumme als Lehrgeld gezahlt werden musste und auch die Arbeitskraft des Lehrlings mit Recht als Vorteil für den Lehrherrn betrachtet wurde.

Verließ („entließ“, „entsprang“) der Lehrling vor Ablauf der vereinbarten Lehrzeit (die in der Handwerksordnung festgesetzt war und – je nach Handwerk – von 3 bis 7 Jahren betrug), mussten die Bürgen eine Entschädigung zahlen. Allerdings waren der Meister und auch seine Gattin verpflichtet, den „Buben“ nicht allzu schlecht zu behandeln und ihn nicht nur zu Hilfsdiensten im Haushalt zu verwenden, sondern ihn entsprechend auszubilden. (Der Ausspruch „Lass Dir Dein Lehrgeld zurückzahlen“ an eine Person mit mittelmäßigen Fertigkeiten erinnert noch an diese Gepflogenheit).

Der Vollständigkeit halber sei hier festgehalten, dass es lange Zeit üblich war, dass Meistersöhne ohne Lehrzeit am gleichen Tag „aufgedingt“ und „freigesprochen“ werden durften; man nahm wohl an, dass sie von Kindesbeinen an durch Beobachtung und auch Mitarbeit in der väterlichen Werkstatt die erforderlichen Kenntnisse erworben hatten.

Übrigens wurde ein Lehrling nur durch Vollendung seiner vorgeschriebenen Lehrzeit, ohne Prüfung, zum Gesellen. Allerdings wurde er von den übrigen Gesellen einer nicht in den Handwerksordnungen vorgesehenen, sondern im Gegenteil von der Obrigkeit stets bekämpften Zeremonie, die auch verunglimpfende und/oder schmerzhaft Elemente aufwies, unterzogen. Im Verlaufe dieser „Initiationsriten“, die etwa „hobeln“, „schleifen“ oder ähnlich hießen (daher leitet sich der Ausspruch, jemand sei „ein ungehobelter Geselle“ her), wurden ihm auch Formeln, die ihn als ausgebildeten Gesellen seines Handwerks auswiesen und ihn im Zuge der vorgeschriebenen Wanderschaft die Unterstützung seiner Zunftkollegen sicherten, beigebracht.

Diese **Wanderschaft** erfüllte mehrere Aufgaben:

- 1) Sie entlastete zumindest für einige Zeit den lokalen Arbeitsmarkt.
- 2) Sie bot – zumindest theoretisch – dem Wandernden die Möglichkeit, seine Ausbildung zu verbessern und u. U. neue Werkzeuge und Arbeitsmethoden, aber auch – etwa in der Bekleidungsindustrie – neue Moden kennen zu lernen.
- 3) Der Geselle konnte insgesamt seinen „Horizont“ erweitern und es
- 4) bestand für ihn – was besonders für solche, die keine Meistersöhne waren, die irgendwann die väterliche Werkstatt übernehmen konnten, nahezu die einzige Möglichkeit war, Meister zu werden – die Hoffnung, eine Meisterwitwe oder –tochter (und damit einen Betrieb) zu heiraten.
- 5) Sie setzte auch Charakterstärke, Kommunikationsfähigkeit und Durchsetzungsvermögen voraus, da doch einige Anfechtungen wie Alkohol, „liederliche oder leichtfertige Weibspersonen“, Verleitung zum Müßiggang usw. auf die meist sehr jungen Burschen (Beginn der Lehrzeit mit etwa 12 bis 13, Geselle somit mit 15 bis maximal 20 Jahren) lauerten (man denke etwa an „Knieriem“). Fiel er diesen nicht zum Opfer, konnte die Zunft mit einiger Sicherheit annehmen, dass er sich auch als Meister „zünftig“ verhalten werde (außerdem boten die Handwerksordnungen noch immer die Möglichkeit, bei bestimmtem Fehlverhalten ihre Mitglieder, auch Meister, auszuschließen).

Wie schon eingangs erwähnt, enthielten die Handwerksordnungen auch Vorschriften über Verhaltensweisen, deren Übertretungen als „unzünftig“ und damit das Ansehen der gesamten Zunft herabsetzend angesehen und mit Geldstrafen belegt wurden.

Dies in Erinnerung zu rufen erscheint mir deshalb wichtig, weil ja gerade im Königreich Ungarn, speziell in Westungarn, die Mitglieder der meisten Zünfte, vor allem die so genannten „Landmeister“, also solche, die in Märkten oder sogar Dörfern tätig waren, ihr Gewerbe häufig „nicht hauptberuflich in dem Sinn, dass die Familie davon leben konnte, sondern neben der Landwirtschaft“² ausübten, wobei es nicht einfach ist festzustellen, welche der beiden Tätigkeiten der Haupt- bzw. der Nebenerwerb war. Somit war der Großteil der Meister – von einigen Berufen wie Müller, Fleischer, Lebzelter und einigen anderen und von wenigen in der individuellen Biographie (wie Erbschaft oder reiche Heirat oder besondere Fähigkeiten im Beruf) begründeten Ausnahmen abgesehen – nicht wohlhabender als die übrigen Einwohner ihres Wohnortes. Somit blieb ihnen vor allem das Bewusstsein, als Angehöriger „eines ehrsamten Handwerks der ...“ etwas Besseres zu sein, und das „symbolische Kapital der Ehre“, wie es Grießinger bezeichnete.³

Fraglich ist, ob es auch die übrigen Mitbewohner so sahen. Konnten die Zünfte zumindest zu Fronleichnam, wenn ihre Mitglieder (Maria Theresia verpflichtete dazu alle, „welcher Religion sie auch anhangen“) in Festtagskleidung hinter der Zunftfahne einherschreitend „die Prozession schmücken halfen“, vielleicht die Nichtmitglieder beeindrucken, so war dies in Oberschützen vermutlich nicht der Fall. Auch hier dürfte eher das Vermögen und nicht der Beruf die Stellung in der Gemeinschaft bestimmt haben.

Da im hier behandelten Zeitraum in Oberschützen vermutlich der größere, wenn nicht der überwiegende Teil der Handwerker evangelisch (A.B.) gewesen sein dürfte, versuchte ich, anhand der Trau-Matrikel der Pfarre Oberschützen festzustellen, wie viele Handwerker welcher Handwerke im Ort bzw. im Pfarrbereich tätig waren. Die Trauungen wählte ich deshalb, weil nach den Bestimmungen der Handwerksordnungen ein Meisterwerber „ledigen Standes“ sein, jedoch nach dem Erwerb des Meisterrechtes „binnen Jahresfrist“ sich verheiraten musste. Tat er dies nicht, musste er Strafe zahlen und durfte bis zu seiner Verehelichung weder einen Lehrling aufnehmen noch einen Gesellen beschäftigen. Diese Regelung war deshalb sinnvoll, weil sowohl Lehrling(e) als Geselle(n) im Meisterhaus wohnten und auch in diesem gepflegt wurden; außerdem half die Frau im Handwerk mit, vor allem beim Verkauf. Vermutlich stand aber zusätzlich auch noch die Sorge um die „Sittlichkeit“ hinter dieser Vorschrift: Mehrere junge Männer Tag und Nacht (!) allein in einem Haus hätten wohl zu allerlei Mutmaßungen führen können.

Somit kann man die Übernahme der Werkstatt bzw. Neueröffnung einer solchen rund um den Heiratszeitpunkt annehmen. Zudem zeigt die Erfahrung, dass gerade in der Trau-Matrikel üblicher Weise Berufsbezeichnungen aller beteiligten männlichen Personen (Bräutigam, dessen Vater, Vater der Braut, Trauzeugen) angeführt werden.⁴

Da mir für diesen Beitrag nur wenig Zeit zur Verfügung stand, konnte ich nur die Jahre 1783-1823 durcharbeiten; zumindest für einen Trend wohl gerade ausreichend. Allerdings sind in den Jahren 1811-1814 sowie 1816-1819 keine Berufsbezeichnungen angegeben. Da es kaum vorstellbar ist, dass in diesen 8 Jahren nicht zumindest der eine oder andere Trauzeuge, wenn schon nicht ein Bräutigam Handwerker war, kann dies nur mit Nachlässigkeit des Pfarrers erklärt werden. (Erst der Hinweis von Prof. Reingrabner klärte mich auf, dass nicht

² Gustav Reingrabner, Der Ort Oberschützen. In: Edith Schedl (Hg.): Johann Georg Bruckner 1828-1909[.] Was ist des Menschen Leben[.] Lebenserinnerungen eines Schuhmachermeisters aus Oberschützen. Oberwart 2005, S. 29 (=Lex Liszt 12)

³ Andreas Grießinger, Das symbolische Kapital der Ehre. Streikbewegungen und kollektives Bewusstsein deutscher Handwerksgesellen im 18. Jahrhundert. Frankfurt/Berlin/Wien (Ullstein) 1981 (=Ullstein Materialien)

⁴ An dieser Stelle sei Vikar Mag. Thomas Moffat gedankt, der mir die Einsicht in die Matrikelbücher auch außerhalb der „Amtsstunden“ freitagnachmittags und samstagvormittags ermöglichte.

Nachlässigkeit, sondern wohl die Krankheit des Pfarrers Paul Raicz zu diesen unvollständigen Eintragungen führte⁵).

Die Auswertung der Eintragungen im Untersuchungszeitraum lässt Oberschützen, was die in ihm ausgeübten Handwerke betrifft, als einen Ort erscheinen, wie er für das südliche Burgenland, wenn nicht für Westungarn, typisch war.⁶

Folgende Handwerke wurden in ihm betrieben:

Czismenmacher, Hufschmied, Lederer, Müller, Schmied, Schneider, Schuster, Tischler, Wagner, Weber.

Im Pfarrgebiet waren es einige mehr, nämlich zusätzlich noch:

Bäcker, Eisenhändler und Lederer [Gerber], Fleischer, Fleischer und Wirt, Gastwirt, Hafner, Krämer, Kürschner, Leinweber, Maurer, Riemer, Schlosser, Schnurmacher, Tuchmacher, Wirt.

Damit waren durch Betriebe in der Nachbarschaft, die entweder leicht selbst aufgesucht werden konnten bzw. deren Produkte auf Wochen- und Jahrmärkten in geringer Entfernung erstanden werden konnten, die wichtigsten Bedürfnisse des „täglichen Lebens“ befriedigt, aber auch „langlebige Konsumartikel“, wie Bekleidung, konnten erworben werden.

Konkret wurden (immer im Untersuchungszeitraum) nachstehende Handwerke in den (in alphabetischer Reihenfolge) angeführten Orten betrieben⁷:

Aschau: Wagner,

Auf (In) der Thau/r /Thon: Schuster, Müller, Leinweber, Maurer,

Bad Tatzmannsdorf: Müller, Weber, Bäcker, Müller, Maurer, Schneider, Maurer, Müller, Weber

Bernstein: Krämer, Maurer, Bäcker, Schlosser, Fleischer, Wirt

Buchsachen: Schmied

Deutsch Schützen (Fleischbank): Fleischer

Dreihütten: Tischler

Drumling: Maurer

Goberling: Müller

Grodna: Weber

Güns: Tuchmacher, Kürschner, Wagner

Hannersdorf: Schuster

Holzschlag: Wagner

Jabing: Hafner

Jormannsdorf: Hufschmied

Loipersdorf: Müller

Mariasdorf: Csizmenmacher

⁵ Gustav Reingrabner, Der Ort Oberschützen. In: Edith Schedl (Hg.): Johann Georg Bruckner 1828-1909[.] Was ist des Menschen Leben[.] Lebenserinnerungen eines Schuhmachermeisters aus Oberschützen. Oberwart 2005, S. 28 (=Lex Liszt 12)

⁶ Vgl. dazu: Mária Kiss, Die südburgenländischen Zünfte und die Zunftregelung 1813. In: Harald Prickler (Red.): Burgenland in seiner pannonischen Umwelt [.] Festgabe für August Ernst. Eisenstadt, Eisenstadt 1984, S. 219 – 227 (=Burgenländische Forschungen, Sonderband VII)

⁷ Die Mehrfachnennungen entsprechen den Matrikeleintragungen in chronologischer Reihenfolge.

Oberschützen: Schuster, Hufschmied, Schuster, Schuster, Schuster, Weber, Wagner, Schuster, Schmied, Schneider, Schuster, Schuster, Lederer, Schneider, Müller, Csizmenmacher, Tischler, Lederer, Müller, Weber, Schneider, Tischler

Oberwart: Csizmenmacher, „Gastwirt, Eisenhändler und Lederer“, Müller, Müller auf der „Grf. Zerenly Mühle“, Gastwirt, Schlosser, Schneider, Csizmenmacher, Lederer, Wagner, Csizmenmacher, Csizmenmacher, Fleischer, Schnürmacher, Csizmenmacher, Csizmenmacher Ref., Schneider, Bäcker

Pinkafeld: Riemer, Tischler, Kürschner, Lederer

Piringsdorf: Schmied (Mathias Warmuth)

Rechnitz: Tischler TZ (Karl Kappl)

Rettenbach: Schmied

Riedlingsdorf: Schmied

Rudersdorf: Fleischer und Wirt

Schlaining: Csizmenmacher, Schneider, Kürschner, Fleischer u. Wirt

Schmiedrait: Weber, Müller, Wagner, Tischler

Schreibersdorf: Leinweber

Sulzriegel: Weber, Csizmenmacher

Tauchen: Maurer

Unterschützen: Schmied, Weber, Müller, Wagner, Schneider, Weber, Schuster, Csizmenmacher, Csizmenmacher

Wiesfleck: Wagner

Willersdorf: Hufschmied, Schneider, Müller, Schneider, Schneider, Schuhmacher, Wagner

Wolkersdorf: Leinweber

Istvand: Fleischer

Obwohl ich aus Zeitmangel keine „Gegenprobe“ in den katholischen Matrikeln machen konnte, scheint es so, dass zumindest ein größerer Teil der Handwerker im Untersuchungszeitraum evangelisch (AB und HB) gewesen ist. Zu ihrer Stellung in der Gemeinschaft (und damit zum eigentlichen Thema) kann ich nur Vermutungen anstellen.

In der Mentalität der Bauern war lange Zeit ein (Land besitzender) Bauer, auch wenn er nur wenig besaß, „mehr wert“ als ein oft auch reicherer Mitbürger. Dies hat sich offenkundig bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts etwas geändert, und es scheint doch der Besitz allgemein, unabhängig ob in Mobilien, Immobilien oder Bargeld, den Rang bestimmt zu haben. Aber auch das häufig höhere Bildungsniveau der Handwerker dürfte auf die Wertschätzung Einfluss gehabt haben, da im Untersuchungszeitraum Handwerker in ihren Wohnorten häufig als Richter und/oder „Kirchenvater“ bezeichnet werden.



Ein herausragendes Beispiel für dieses Wirken für die (Dorf- und oder Kirchen-) Gemeinschaft stellt ja (wenn auch rund 40 Jahre später) **Johann Georg Bruckner** dar.

Anhang:⁸

TRAUUNGSBUCH I:1783 – 1823

1784:

Paulus Strobl, Csizmenmachermeister in Oberwart (aus Kaltenbrunn) und Anna, Witwe des Cs. in Oberwart Johannes Relling

BRTV Mathias Krug, Krämer und Geschworener in Pernstein

BV Andreas Jany, Hufschmied M und wohlbestallter 17jähriger Richter in Willersdorf

Johannes Gamauf, Weber, BV Johannes Gamauf Webermeister in Schmiedrait

BV Mathias Ulreich, gewester Wagner Maister in Aschau

Michael Wagner, Bürger und Tuchmacher M in Güns, BRTV „Wohl Edlgebohrenen und großachtbaren Herrn Jakob Benedik, berühmter Gastwirth, Eisenhändler und Ledrer Meister in Oberwarth“

1785:

Schuster Meister in Oberschützen Mathias Graf, BT Andreas Rag, gewester Schuster

Hufschmied Georg Paus in Jormannsdorf, BV Mathias Paus, Hufschmied, BRTV Mathias Simon, Hufschmied Oberschützen

BRTV Johanne Puts, Müllner in Tatzmannsdorf

Georg Hut?er, Milner Meister in Schmiedrait

BRTV Mathias Grobenhofer, gewester Schmied Meister in Unterschützen

BRTV Andreas Neubauer, Schuster in Oberschützen

BRTV Michael Graf (?), Schuster in Oberschützen

Georg Schrantz, Schneidermeister in Willersdorf

Johannes Simon, Webermeister von Unterschützen

BRTV xtroph Kirnbauer, Mülnermeister in Willersdorf

BRTV Stephan Relling, gew. Webermeister in Tatzmannsdorf

Mathias Neubauer, Schumacher in Oberschützen, V.: Andreas N., Schumacher ... nach dem sie sich zu Vor in puncto Sexti vergangen haben

Johann Conrad Hornunk, Bäcker in Tatzmannsdorf, geb. Fürstenthum Hohenlohe, genauer in der Residenz Schillingfürst, BV ebenfalls Bäcker, Witwe des gewesten herrsch. Gastwirths und Bäckers in Tatz. Conrad Popp, geb. Müllner von Schlaining

1786:

BV Andreas Oxenhofer, gewester Weber in Sulzriegl

BRTV Johannes Graf, gew. Schuster in der Thau

Johannes Gröschl, Riemer in Pinkafeld, BV Bürger und R. in P., Johann

Witwe Mathias Wahrmuth, Schmidmeister in Piringsdorf

Mathias Prukner, Weber in Oberschützen

Georg Pischhof, damaliger Mülner in Oberwarth, BV gew. Mülner in O. Mathias P.,

Johannes Baumgartner, damaliger Mülner auf titl. Gf zerenley Mühle in Oberwarth (aus Allhau)

⁸ Da mich die Handwerke und –werker interessierten, habe ich das genaue Datum der Trauung nicht notiert, ebenso nicht die Braut. Letztere nur dann, wenn sie Witwe eines Handwerkers war.
Abkürzungen: OS bedeutet Oberschützen, US = Unterschützen, OW= Oberwart; BV= Brautvater, BRTV= Vater des Bräutigams, TZ= Trauzeug

BRTV Andreas Polster, Gastwirth in O. („In puncto sexti peccatum fuit“)

1786 wird erstmals ein Ehecontract erwähnt

1787:

Georg Prunner, Wagner, Michael Prunner, vormaliger Richter u. Wagner, O.

Christoph Hutter, Bürgerlicher Tischler in Pinkafeld, Witwer

Taucher Georg und Anna Putz, nach dem sie sich zu Vor in puncto Sexti Vergangen

Schlosser Meister in der Oberwarth Mathias Hutter, Witwer

Michael Niko, Witwer, Weber, Oberwart, BRTV Mathias Heinrich, Schmied Buchschachen

1788:

BRTV Johan Nothnagel, Schneider in Oberwarth

Mathias Graf, Schuster, Mathias Graf, Schuster, OS 90

BRTV Mathias Simon, Schmiedm. in OS

BRTV Martin Koltenecker, Schneiderm. und derm. Messner, OS

Martin Putz, Müller auf herrsch. Mühle in Unter. S. 3x proclamiert

1789:

Georg Zumpf, Wagner Schmirait, Martin Z., gew. Wagner iid.

Mathias Leitgeb, Fleischhacker auf der herrschaftlichen Bank in Deutsch-Schützen und.
Witwe Anna, des Mathias Wahrnuth, gew. Schmied in Piringsdorf hinterlassene, geborene
Punner a. US

Csizmenmacher Oberwart Michael Maißl, BRTV Mathias Pischhof, gew. Müller in OW

Schumacher Johannes Graf, Schumacher Michael G., OS

Schmacher Johannes Graf, Georg Graf, Lederer allhier, BRTV Michael Jany, Müller in OS

Procl.: Schuster Michael Klebitz von Hannersdorf

BV Martin Hohntoner, voriger Müller in Goberling, nunmehr in der Thaur, BRTV Mathias Her-
man, Müllner i. d. Thaur

Samuel Gamauf, Bürger und Kürschner Meister in Güns, Sohn des Christoph, Wagnerm. in
G., BRTV Jacob Bendek, Lederer in OW

1790:

Johann Offenbeck, Leinweber auf der Thau

Johann Hermann, Müllermeister

Mathias Ratz, Schneiderm allhier

Andreas Crutzler Leinweber Meister in Schreibersdorf

Aufgeb.: Georg Putz Müllermeister in Tatzm

Müllermeister OS??

Johann Schrey, Maurer, Tatz

1791:

Mathias Rehling, Schneidermeister aus Tatzm

Adam Benedik, Wagner, Witwer aus OW

Maurergesell

Drechslergesell

Emrich Polster Tscisma macher , OW

1792:

Georg Hermann ein Maurer aus der Thaur, Witwer
Andreas Graff, Tscismamacher und Mesner, OS, Witwer
Maurergesell
Mathias Posch, Schneidermeister v. US, geb. Weinberg

1793:

Georg Ulreich, Wagner Wiesfleck
BRTV Benedikt Pruckner, Weber US,
Georg Zumpf, Wagner u. Witwer aus Schmirait
Michael Posch, Schneider, Willersdorf, aus OS geb.
Aufg.: Johann Seybold, Fleischhacker Meister in Oberwart u. Maria Koller, Alt Schlaining
Paul Petsinger, Tschism., Schlaining
Joseph Baumgartner, Leinweber aus Wolkersdorf

1794:

Joseph Maisl Schnürmachermeister a. OW, BRTV Mathias Glatz, gew. Schnürmacher, OW
Johannes Petsinger, Csizm.
Georg J(?)eg, Hafnermeister aus Jabing, BRTV ???, Tischler in OW
BV Georg Posch, Wagner, Holzschlag
Johann Saghi, Tscismanm. OW, Ref. R.

1795: (ab hier "Tabelle")

Theophil Ringhofer, Cothur., Felsö Eor
Matthias Hotwan, Murar, Bernstein, Franciscus Krug, pistior m., Bernstein
TZ: Michael Star (x?), molitor mag., felsö ??
TZ: Georg Pruckner, fels. Sch.
Johann Michael Partmann, Mag. Sart., Schlaining, Johannes S., Sart. mag., Schlaining,
BRTV Matthias Kneffl, Sutor mag., Felsö Schütz., TZ: Johannes Petsinger, Lan. mag., Mari-
asdorf?
Georgius Schui coth. mag., Fels. Sch., Mathias Schui, cot. mag., ibid., BRTV: Michael Graff,
coth. mag. ibid.; TZ: Mathias Schui, coth. mag., Heorg Graff, coth. mag. Sulzriegl
Johannes Fleck, faber lign., Felsö Eor
Michael Rehling, murarius, Tatz.

1796:

Johannes Rager, coth. mag., Also Schütz
Pinkafeld Johannes Super, magister Pellio, BV Johannes Super, mag. Pellio, Civis,
TZ: Paulus Ebenschwanger, pinkafeld civis cerdo
TZ: Matthias Schui, Cotur. mag
Michael Graff, cott., Matthias und Maria Graff cott. Anna Polster
Matthias Graff Cot., Michael Graff cot. TZ: Mathias Schui, Cot
Willersdorf, Georgius Oxenhoffer Sartor

TZ Michael Szarr, Molitor magister, cath.

1797:

Fesö Schütz, Georgius Graff, Mag. cerdo Georgius G. et maria, cerdo mag., oo Anna, Michael et Maria Jani, jeudex et molitor, Felsö Schütz, TZ:

BV: Georgius Zettel, Serrarius mag. Borostyankö

TZ: Georgius Putz, Molitor Tartsensis ?

Felsö Eör: Jacobus Benedick, nobil., cerdo, Jacob et Maria Benedick, nobil, cerdo,

Willersdorf: BV Andreas jani, faber fer.

TZ: Michael Jani, Judex et molitor

BV Johannes Pruckner, textor, felsö Schütz, TZ: Georgisu Pruckner, OS

Tarcsa Matthias Rehling viduus textor, TZ: Georgius Putz, molitor, Tarcsa

1798:

Gerogius Herold, Felsö Schütz, molitor

Felsö Schütz: Stephan Jani, molitor, Michael et Maria, J. molitor, TZ: Michael Jani OS molitor
Radefalva, Josephus Mayfarth (?), Johannes et Eva, lanio et caupo dominalis, TZ: Michael
Toppler, Eltendorf, molitor

OS Johannes Schranz, Sartor mag.

OS Michael Prynner, fab. kig.

TZ: Michael Jani, molitor, OS

1799:

Taucha: Michael Wehofer murar.

FEör: Johannes Schranz, viduus, Sartor mag.

TZ: Johannes Supper, pellio, Pinkafeld

TZ: Matthias Schui, cot., OS

1800: 0

1801:

Mariasdorf: Johannes Graff, coth., Michael et Maria G., coth.

Felsö Eör: Johannes Kehler, Johannes et Maria Kehler pitof mag. 00 Juditha vidua Laurentii
Schenkel pistor mag.

Szalonak: Johannes Seybald , Paulus et maria, S., pellio mag. m

1802: 0

1803:

OS Michael Graff, coth (??), Georgius et Elisabetha Graff, coth. mag. 00 Anna Mayfort,
Franz et Elisabetha M., lanio et caupo Szalonak

Promulgati: Felsö Eöri Michael Trattner, lanio magister cum Theresia filia Stephani Sybold,
copulate in Istvándi

1804:

Felsö Eör: Adamus Ringhoffer coth, mag.

Dreihütten: Matthias Pahr viduus, Lig, mag.

Bernstein: Johannes Klein, Lan. mag., Paulus et maria Klein, Caupo

Bernstein: Martinus Huber Caupo dominalis Lan. mag.

OS Maria, vidua Stephani Jani molitor

1805:

OW Samuel Puhm, Lan. mag.

Schmiedreith: Georgius Zumpf, fab. lig.

OS Andreas Jani coth. magister cop. cum Susanna nata Guth in Pinkafeld

1806:

TZ: Rohoncz Carolus Kappel fab. lig.

TZ: Martinus Graff coth. OS

TZ: Matthias Schui, Coth. mag. OS

1807:

OW Joh. Payr Sator mag.

OW Anna vidua Michaelis Posch Sartor mag.

1808:

TZ: Johann Seybold Lanio mag.

1809:

Grodtau: Christophorus Glatz, viduu, textor

1810: Matthias Graff, Matthias et maria Graff Sutor mag. OS

BRTV: Theresia, Georg et Maria eckkamp, molitor

1811 - 1814: keine Eintragungen

1815:

OW Michael Polster Cot. mag.

OW Michael Klenner fab. lign.

Unterschützen: Johannes Putz, molitor

1816 -1818: keine Eintragungen

1819:

Johann Ehrenreich, Maurermeister von Drumling

1820:

Georg Bruckner, Zischmenmachermeister von Oberschützen, Gorg und Rosina, Zischm.

Matthias Böhm, Maurergesell von Schäfern

1821:

Johann Nika, Knecht bei Jos. Batyany in Unterschützen, Elisabeth Glatz, Georg und Susanna Glatz, Müllner in Loipersdorf

Michael Ochsenhofer, Schumacher, Sohn des Schumachermeisters Johann O., Willersdorf
Mathias Bruckner, Weber, Johann und Maria Bruckner, Weber, Oberschützen, TZ: Georg Herold, Müllnermeister

Johann Huber, Schneidermeister, Michael und Anna Huber, Schneider, Unterschützen

BRTV: Michael und Elisabeth Jany, Schmied, Willersdorf

Johann Georg Pauß, Schmiedmeister, Georg und Maria P., Schmiedmeister, Oberschützen

Georg Kirnbauer, Wagnermeister in Willersdorf, Georg und Rosina Kirnbauer Müllner und Wagnermeister in Willersdorf

BRTV: Michael Graf, Schumachermeister in Oberschützen

OS Matthias Brunner, Wagnermeister, Johann und Maria Brunner, Wagnermeister, Georg Putz, Müller in Tatzmannsdorf

Matthias Gros, Schneidermeister, V. auch

1822:

Mathias Simon, Zischmenmacher von Unterschützen

Georg Jany, Schneidermeister von Willersdorf, V auch

Johann Schmied, Schmiedmeister von Retenbach

Johann Graf, Schumacher von Oberschützen, V auch

1823:

Johann Grabenhofer, Zimmergesell von Unterschützen

Johannes Graf, Zischmenmacher, Witwer, OS

Johann Graf, Schumacher von OS, Michael u. Anna Graf, Schumacher

Michael Bruckner, Witwer, Schmiedmeister von Riedlingsdorf

BRTV: Martin u. Elisabeth Rehling, Müller, Oberschützen

BV: Martin und Anna Neubauer, Zischmenmacher in Oberschützen

ENDE 1823!

Die Flur- und Siedlungsformen im Raum Oberschützen

1. Flurformen

Die landwirtschaftlich nutzbare Fläche einer Gemeinde wird Flur oder Hotter genannt. Der Wirtschaftswissenschaftler und Agrargeograph betrachtet den Einzelhof mit geschlossener Wirtschaftsfläche als Idealform der ländlichen Siedlung. Die Tendenz zum Einzelhof wird stärker, je größer die Betriebseinheiten sind. Je kleiner die Betriebseinheit, desto größer wird die Wahrscheinlichkeit einer geschlossenen Siedlung.

Bei Zunahme der Bevölkerung einer landwirtschaftlichen Siedlung mit gegebener Flur ist die Besitzzersplitterung die logische Folge. Man unterscheidet bei der Besitzübergabe zwei Formen: die Realteilung und das Anerbenrecht.

Bei der **Realteilung** wird der bäuerliche Besitz zu gleichen Teilen an die Kinder vererbt. Dies führt im Laufe der Zeit unweigerlich zu kleinen Größen. Die meist schmalen Parzellen sind über die ganze Dorfflur verteilt. Die Betriebsgrößen reichen bald nicht mehr aus, um eine Familie zu ernähren. Erwachsene Familienmitglieder sind gezwungen, ihren Lebensunterhalt außerhalb des Hofes zu verdienen. Die Landwirtschaft wird zum Nebenerwerb.

Als Nebenerwerbsbauern bezeichnet man einen Landwirt, der einen anderen Hauptberuf hat und die Landwirtschaft nur nebenbei betreibt. Gerade im Südburgenland ist diese Entwicklung der Landwirtschaft häufig zu finden.

Das **Anerbenrecht** sieht eine konträre Erbfolge im ländlichen Grundbesitz vor. Das Anerbenrecht soll eine Zersplitterung der Flächen, wie sie bei der Realteilung auftritt, verhindern. Der Hof fällt einem einzelnen Erben, dem Anerben, zu. Die Betriebsgröße des Hofes bleibt erhalten. Das Problem dabei ist die finanzielle Abgeltung der weiteren Erben und sehr oft ein großer Schuldenberg für den Anerben.

Die weit verbreitete Realteilung mit Besitzsplitterung und unrentablen Größenstrukturen prägt das Bild der Landwirtschaft im Südburgenland besonders. Das Auspendeln zu den Zentren im Wiener Raum hat hier eine lange Tradition.

Die unwirtschaftlichen Flächen als Folge der Realteilung machten eine umfassende Kommassierung notwendig. Der wirtschaftliche Einsatz von Maschinen verlangt nach großen Flächen. Um den Anforderungen, die heute an die Landwirtschaft gestellt werden, gerecht zu werden, ist die Auflösung des alten Siedlungsgefüges, die Flurbereinigung und die Betriebsvereinfachung (Spezialisierung) angesagt. Heute versorgen uns immer weniger Vollerwerbsbauern mit mehr landwirtschaftlichen Produkten.

Der ländliche Raum, auch hier in Oberschützen, hat sich stark verändert. Ursprüngliche Formen sind nicht mehr, oder nur noch teilweise vorhanden. Betrachten wir heute die Flurformen in unserer Umgebung, so handelt es sich meist um Mischformen, die sich aus den Strömungen der Zeit ergeben haben.

Die älteste Flurform ist zweifellos die **Einödlflur**. Bei dieser Flurform sind die Grundstücke völlig unregelmäßig in Form und Größe und von der Oberflächenbeschaffenheit des Geländes bestimmt. Der Hof liegt im Zentrum. Die einzelnen Bauernhöfe sind oft weit voneinander entfernt. Die Kommunikation der Bauern untereinander ist somit eingeschränkt. Die Bearbeitung der Flächen wird durch die geringe Entfernung zum Hof erleichtert. Weite Anmarschwege fallen nicht an.

Die **Blockflur** hat sich aus der Einödlflur entwickelt. Der Unterschied zur Einödlflur: Die Grundstücke gehören nicht mehr einem Besitzer und sind daher auch nicht um einen Hof angesiedelt. Der Boden kann dadurch gerechter nach Qualität und Größe unter den Besitzern aufgeteilt werden. Bei dieser Flurform rücken die Höfe zusammen und bilden kleine

Gruppen, die man **Weiler** nennt. Als gutes Beispiel für einen Weiler dient in unserer Gegend Weinberg. Statt des Begriffes Weiler verwendet man auch die Bezeichnung **Rotte**. Es ist dies die kleinste Form der Sammelsiedlung und im Südburgenland verstärkt zu finden. Die Einödlflur und Blockflur sind die ältesten Flurformen der ersten Kolonisatoren bis etwa 1000 nach Chr.

Nach dieser Zeit, also etwa ab dem 11.Jh., setzte die planmäßige Besiedelung des Burgenlandes ein, ein relativ kurzer Zeitrahmen, wenn man bedenkt, dass allein die letzte Eiszeit (Würm) 60.000 Jahre gedauert hat.

Im 11. Jh. wurden im Oberwarter Siedlungsgebiet viele Magyaren, die als Viehzüchter halbnomadisch wirtschafteten, sesshaft und gingen zum Ackerbau über. Diese planmäßige Besiedelung führte im 11. Und 12. Jh. zu einer weiteren Flurform,

der **Waldhufenflur**:

Eine Hufe ist ein historisches Ackermaß. Die Größe der streifenförmigen Fläche musste das Auskommen einer bäuerlichen Familie ermöglichen. Die Größe einer Hufe schwankte daher auch mit der Bodenqualität. Im Schnitt war eine Hufe 100 m breit und 1000 m lang = 10 ha. Die Waldhufe ist eine Rodungsflur und im walddreichen Südburgenland daher häufig anzutreffen. Entlang von Wegen oder Bächen erhielten Neusiedler eine Hufe, die sie rodeten. Am Weg wurden die Bauernhäuser angelegt, dahinter der Garten und die Felder. Das Ende der Hufe bildete meist der Wald oder ein Waldrest, aus dem sich der Name für die Flur ableitete.

Die Realteilung hat sich im Waldhufenbereich weniger durchgesetzt, da eine Teilung schwer durchführbar ist. Kommt es dennoch zu Teilungen oder zu Erweiterungen, so entsteht eine Mischform, eine Hufen-Gewannflur, wie wir sie aus Oberschützen kennen.

Die **Gewannflur** ist im Burgenland weit verbreitet im Zusammenhang mit dem Anger- und Straßendorf. Unter einem Gewinn versteht man eine Gruppe rechteckiger bis streifiger Ackerparzellen, die annähernd gleich groß sind. Der Dreifelderwirtschaftsform entsprechend findet man in jedem Dorf drei Großgewanne, die auch Riede oder Gwandten genannt werden. Ursprünglich hatte jeder Bauer des Dorfes in jedem der drei Gewanne gleichviel Besitz.

Die Gewinnflur stellt die gerechteste Form der Bodenaufteilung eines Dorfes dar. Dabei wird nicht nur auf die Bodenqualität, sondern auch auf die Lage und auf die Sonneneinstrahlung Bedacht genommen.

Der Nachteil der Gewinnflur ist die leichte Teilbarkeit in schmale Streifen, die bei der Realteilung schon sehr bald zu unwirtschaftlichen Riemenäckern führt. Durch die Gemengelage – die Felder eines Bauern sind weit verstreut – kommt es wegen der weiten Anfahrtswege zu einem weiteren Nachteil.

2.Siedlungsformen

Wie im übrigen Österreich sind auch im Burgenland – und hier ganz besonders im Südburgenland – unterschiedlichste Siedlungsformen anzutreffen. Diese Formen sind abhängig von der Geländeform. Ebene oder Hügelland, ruhige und unruhige Zeiten und schließlich die wirtschaftliche und politische Entwicklung spielen eine wichtige Rolle.

Oberschützen hat sich in den vergangenen 50 Jahren sehr verändert. Viele Vollerwerbsbauern gibt es nicht mehr. Die alten Höfe mit Stallungen, Scheunen und Schuppen haben ihre Funktion verloren. Bauern, die sich den Anforderungen der heutigen Wirtschaft noch stellen, mussten an den Ortsrand aussiedeln, wo sie Platz haben um den Raumbedürfnissen der modernen Landwirtschaft zu genügen.

Das Zerbröckeln der bäuerlichen Strukturen hat natürlich die Siedlungsform stark beeinflusst.

Die Einöd - und Blockflur, die wir als die ältesten Flurformen angesprochen haben, führten zu einem speziellen Siedlungstyp, zur

Streusiedlung, eine Siedlungsform, bei der die Häuser und Höfe weit auseinander liegen und mit einem Netz von unübersichtlichen Wegen miteinander verbunden sind.

An besonders günstigen Stellen kam es mit der Zeit zu einer kleinen Ansammlung von Höfen. 3 bis 6 Höfe nebeneinander stellten die Weiterentwicklung der Streusiedlung hin zur **Sammelsiedlung** dar. Der Weiler war geboren. Wie schon erwähnt ist Weinberg so ein typischer Weiler in unserer Gegend. Hier liegen die Häuser enger beisammen, der Charakter der Streusiedlung ist aber noch erkennbar - speziell in Unterweinberg.

Die älteste Form der Sammelsiedlung ist das

Haufendorf. Wir verbinden mit der Bezeichnung Haufen ja auch etwas Ungeordnetes, Unregelmäßiges und so ist auch das Haufendorf gegliedert. Es ist eine Dorfform ohne erkennbaren Plan. Es kann beliebig erweitert werden, sein Charakter bleibt erhalten. Die Wege und Gassen im Haufendorf sind eher eng mit vielen Windungen und Kurven. Die Grundstücke, wie die Häuser selbst, sind verschieden groß und unregelmäßig.

Eine planmäßige, ja fast schon konstruierte Siedlungsform ist das

Straßendorf. Im Straßendorf sind die Häuser ein- oder zweizeilig entlang der Straße angeordnet. Beim Straßendorf gibt es viele Variationen wie das Straßenplatzdorf, Mehrstraßendorf, Reihendorf, Grabendorf...

Oberschützen hat sich ebenso verändert und wurde zu einem **Mehrstraßendorf**.

Straßendörfer haben den großen Vorteil, dass sie leicht zu erweitern sind. Die Parzellen sind streifenförmig, oft eher schmal, und so musste die Hofform entsprechend angepasst werden.

Die Straßendörfer sind wie die Angerdörfer meistens nach den Verwüstungen der Türkenzeit entstanden und zählen zu den jüngeren Siedlungen im Burgenland.

Bei der Siedlungsform des **Angerdorfes** kam es zu den unterschiedlichsten Entwicklungen. Unter dem Anger versteht man eine Grünfläche im Zentrum des Dorfes. Je nach der Form des Angers unterscheidet man: Schmalanger-, Breitanger-, Dreieckanger-, Linsenanger-, Rundling.

Anger als Grünfläche bildete früher das Allmendegut des Dorfes. Unter der Allmende versteht man den gemeinsam genutzten Grund eines Dorfes. Meist handelt es sich dabei um Wiesen, Weide oder Wald. Unsere Urbarmälder sind Überreste der früheren Allmende.

Zwei besondere Ausformungen des Angerdorfes kennen wir aus unserer unmittelbaren Umgebung von Oberschützen: Bachangerdorf - Willersdorf, Grabenanger - Aschau.

Viele Angerdörfer wurden durch den Ausbau zu Mehrstraßendörfern.

Literatur:

Beiträge zur Geographie und Wirtschaftskunde des Burgenlandes, verfasst von der ARGE der Geographieprofessoren des Burgenlandes, 1971

Komzak Wolfgang, Flur- und Siedlungsformen, in: Volk und Heimat, Jg. 33 (1978), Heft 4

Wolfgang Komzak

Das Bauernhaus in Oberschützen im 19. Jahrhundert und seine Bedeutung in der Bauernhausforschung

“Wer heute mit offenen Augen durch die Dörfer und Ortschaften des Burgenlandes fährt, kann feststellen, wie die Errungenschaften der modernen Technik die Ortsbilder verändert haben. Asphaltstraßen, Neonbeleuchtung, Glas, Kunststoff, Aluminium und Edelhölzer werden zum Symbol für den wirtschaftlichen, sozialen und technischen Fortschritt des Landes.” Diese einleitenden Worte zum Katalog der Wanderausstellung “Bauen im Burgenland, Gestern - Heute - Morgen” schrieb ich 1981, als ich im Auftrag der “Burgenländischen Kulturoffensive” als Ortsbild- und Bauberater im Burgenland tätig war.

“Hölzerne Häuser bestehen zwar noch hie und da, werden aber mehr und mehr beseitigt. Auch die Strohdächer verschwinden und werden von Schindel- und Ziegeldächern ersetzt”.



Moritz Alois von Becker (1)

Dieses Zitat stammt von **Moritz Alois v. Becker**⁹, der 1862 den burgenländischen Raum Westungarns bereiste und darüber 1863, also weit mehr als hundert Jahre früher, in den “Verstreuten Blättern” berichtete. Er bedauert dabei die mit dieser Entwicklung verbundene Veränderung der Ortsbilder, also fast hundert Jahre, bevor die eingangs zitierten Zeilen entstanden. Dabei beschreibt Becker eine Ortsbild- und Bauentwicklung, in der wir heute das für uns klassisch-traditionelle dörfliche Ortsbild des Burgenlandes sehen. War das Ortsbild der südburgenländischen Dörfer um das Jahr 1800 allgemein noch von unscheinbaren, meist unverputzten Holzblockbauten oder solchen aus gestampftem Lehm mit kleinen Fenstern und tief herabgezogenen Strohdächern geprägt, überwiegen zu Beckers Zeit bereits massiv gemauerte Häuser mit weiß gekalkter, weithin sichtbarer Fassade, die ver-

einzelte bereits mit Dachziegeln gedeckt sind, das Ortsbild. Auch heute stehen wir wieder vor einem solchen Wandel des Bauens und der Siedlungsstrukturen, die unsere traditionellen Ortsbilder grundlegend verändern. Diese Entwicklung und deren Ursachen zu dokumentieren, wäre auch heute Aufgabe der Haus- und Siedlungsforschung.

Mit Becker beginnt die Hausforschung des Burgenlandes, des “Hianzenlandes”, in Form von Reisebeschreibungen über das Leben und Wohnen der Hianzen. Er berichtet aber auch von den verschiedensten Gewerken, die für das Bauen relevant waren. So beschreibt er u.a. die Arbeit der

- Maurer aus Landsee, der
- Zimmerleute aus Oberrabnitz oder der
- Schmiede aus Sinnersdorf, Pinkafeld und Riedlingsdorf.

Becker wurde 1812 in Mähren geboren, war von schlichter Herkunft und scheint sehr ehrgeizig gewesen zu sein. Er studierte in Wien Philosophie und Pädagogik und wurde 1840 Hauslehrer im Haus der Fürsten Liechtenstein. 1864 wurde er nach Wien berufen und Erzieher der kaiserlichen Kinder, darunter auch Erzherzog Rudolf. Becker brachte es in seiner beruflichen Laufbahnen zu höchsten Würden und wurde 1868 in den Ritterstand erhoben.

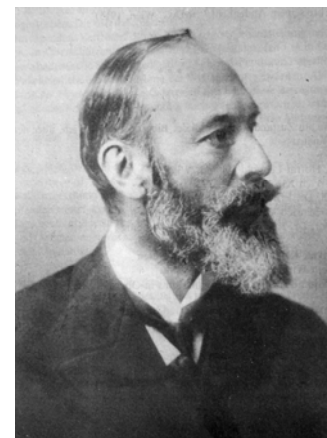
Beckers Präferenz für Land und Leute und deren Erforschung führten 1864 gemeinsam mit einigen Freunden zur Gründung des “Vereines für Landeskunde von Niederösterreich”. Seine viel beachteten Forschungsarbeiten trugen sicher auch dazu bei, dass die Landes- und

⁹ Freundlicherweise wurde ich während des Referates von Herrn Univ. Prof. Dr. Gustav Reingrabner darauf aufmerksam gemacht, dass Becker nicht Moritz Anton, wie Leopold Schmidt und andere Autoren schreiben, sondern Moritz Alois hieß.

Die in Klammern stehenden Ziffern hinter den Bildbeschriftungen beziehen sich auf die Literaturangaben am Ende des Artikels.

Volkskunde in dieser Zeit einen so hohen Stellenwert erhielt, dass bei der Weltausstellung 1873 in Wien das "Ethnografische Dorf", mit Nachbildungen der Bauernhäuser verschiedener Regionen der Monarchie, aufgestellt wurde. Dieser Impuls führte dazu, dass bald darauf in Europa die ersten Freilichtmuseen mit originalen, translozierten, ländlichen Bauten entstanden (Skansen bei Stockholm, 1891). In diesen Jahren beschäftigten sich Forscher der verschiedensten Sparten immer eingehender mit dem Bauernhaus, sodass die 1870 in Wien gegründete "Anthropologische Gesellschaft" bald die Erforschung einzelner Hauslandschaften der Monarchie veranlasste. Zu diesen Forschern zählt auch **Anton Dachler**, geboren 1841 in Biedermannsdorf, N.Ö. Er war Bauingenieur bei den k.u.k. Staatsbahnen und gilt als Begründer der Bauernhausforschung in Wien. Dachler, der beruflich die ganze Monarchie bereiste, war der Erste, der eine vergleichende Darstellung und Systematik in die Bauernhausforschung einbrachte.

Einer der fleißigsten Mitarbeiter Anton Dachlers im damaligen Westungarn war der Lehrer **Johann Reinhard Bünker**. Bünker, schweizerischer Abstammung, wurde 1863 in Seebach in Kärnten geboren. Er studierte an der Lehrerbildungsanstalt in Oberschützen Zeichnen und Kunsterziehung. Es scheint, als hätten ihn die Menschen, deren Leben, Wohnen und Bräuche während der Zeit seines Studiums in Oberschützen tief beeindruckt, denn bereits in den 80er Jahren des 19. Jhs. erwanderte Bünker vor allem die deutschstämmigen Hauslandschaften Westungarns und hielt seine Beobachtungen in Wort und Bild fest. Sein zeichnerisches Talent, seine geschulte Beobachtungsgabe und vor allem der Einsatz der Fotografie kennzeichnen seine Arbeiten und lassen dabei deutlich Dachlers Einfluss erkennen.



Johann Reinhard Bünker (2)

Die Anthropologische Gesellschaft veröffentlichte diese Arbeiten, und so erschien 1894 seine erste Arbeit über die "Typen von Bauernhäusern aus der Gegend von Ödenburg in Ungarn". 1895 erschien dann seine Arbeit "Das Bauernhaus in der Heanzerei (Westungarn)". In dieser Arbeit zeigt sich Bünkers Nahverhältnis zu Oberschützen, wo er ja studierte, indem er sich besonders mit den Grundrissstrukturen der Oberschützer Bauernhäuser und deren wirtschaftlich-sozialen Hintergründen beschäftigt.

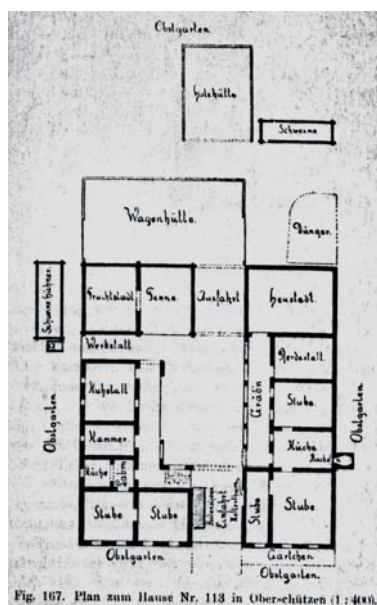


Fig. 167. Plan zum Hause Nr. 113 in Oberschützen (1 : 400).

So erkannte Bünker, dass viele Bauernhäuser speziell in Oberschützen, anders als der sonst üblichen, klassisch-strengen Anordnung der Wohn- und Wirtschaftsräume folgend, über mehr Zimmer bzw. Wohnteile verfügen. Weiter schreibt er, dass diese Räume entweder von mehreren Familienmitgliedern und deren Familien bewohnt werden oder an Handwerker, Lehrer und Studenten vermietet sind.

Von dem Haus Oberschützen Nr. 60, das 1788 erbaut wurde, berichtet er, dass es von einem Geschwisterpaar bewirtschaftet wurde, und sieht als Ursache ein Teilungsverbot, "weil zu diesem Hof nur 18 Joch Feld gehörten". Im Grundriss dieses Hofes ist auch ein Studentenzimmer erkennbar, das von der "Gred'n"¹⁰ aus begehbar ist. Solche Studentenzimmer sind auch heute noch bei einigen alten Bauernhäusern in Oberschützen zu finden. Bünker schließt daraus, "es ist ein bedeutsamer Schritt in der Weiterentwicklung des Bauernhauses in der Heanzerei."

¹⁰ auch Längslaube = hofseitig überdachter, offener Gang entlang des Wohn- und Stallgebäudes



Meines Erachtens aber liegen die Gründe dafür in der multikulturellen und wirtschaftlichen Gesellschaftsstruktur in Oberschützen. Unter dem protestantischen Pfarrer Gottlieb August Wimmer (1791 bis 1863) wurde Oberschützen durch die Gründung verschiedener Lehranstalten zu einem, weit über die Grenzen hinaus bekannten, bedeutenden Bildungszentrum. So schreibt z.B. Franz Grillparzer 1852 in seinem Tagebuch über die Schule in Oberschützen, "dass der Eifer der Knaben hier ohne Beispiel" gewesen wäre.

Pfarrer Wimmer hat sich aber auch mit der wirtschaftlichen Situation der Bauern in Oberschützen beschäftigt und erkannte, dass hier zusätzliche Einkommensquellen, z.B. durch den Anbau von Obstkulturen oder durch die Bienenzucht erschlossen werden könnten. So haben die gute wirtschaftliche Basis der Bauern in Oberschützen und deren Offenheit gegenüber den Neuerungen durch Pfarrer Wimmer sowie die Erfordernisse nach erweitertem Wohnraum für Lehrer und Studierende hier eine, für den südburgenländischen Raum einzigartige, kulturell hoch stehende Baukultur entstehen lassen.

Die Vorarbeiten von Dachler und Bünker, gefördert durch die Anthropologische Gesellschaft, waren 1894 für den "Österreichischen Ingenieur- und Architektenverein" der Anlass für die Vorbereitung des groß angelegten Werkes "Das Bauernhaus in Österreich - Ungarn". Nachdem Dachler 1900 in den Zentralausschuss des Ingenieur- und Architektenvereines gewählt worden war, konnte er bei der Frage nach Zeichnungen für das deutsche Haus in Westungarn auf Bünker verweisen, der ja bereits alle Vorarbeiten dafür geleistet hatte. 1905 erschien dann dieses prachtvolle Werk.

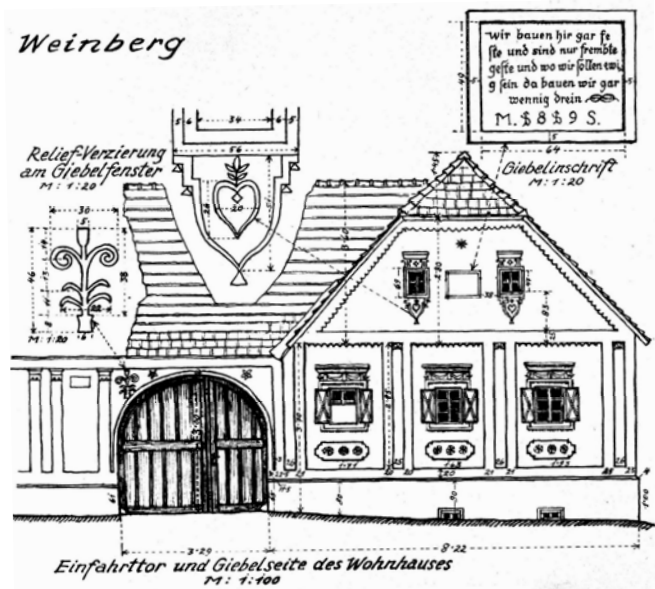


Der Erste Weltkrieg unterbrach alle Arbeiten auf dem Gebiet der Hausforschung. Erst 1935 erschien dann der Band XXVI der Österreichischen Kunsttopografie, "Volkskunde des Burgenlandes - Hauskultur und Volkskultur" von **Prof. Arthur Haberlandt**. Bei diesem Werk, das sich größtenteils auf die Arbeiten unserer vorgenannten Hausforscher bezieht und durch eigene Feldforschung ergänzt wird, sind jedoch erstmals erstklassige Fotos der bearbeiteten Häuser zu sehen. Haberlandt, ein Volkskundler, der die Erhebungen für dieses Werk Ende der 20er Jahre begann, ist auch in diesem Werk speziell auf die Bauernhäuser in Oberschützen eingegangen.

Bauernhaus in Oberschützen Nr. 92 (4)

nicht unerwähnt lassen, dass ich es Franz Simon danken darf, vor nunmehr über 30 Jahren in dieser Gegend ein so schönes Zuhause gefunden zu haben. Er war es auch, der mir auf unseren gemeinsamen Fahrten die versteckten Schönheiten des Landes und ihrer Bauernhäuser gezeigt hat und damit auch Anlass für meine Forschungsarbeiten auf dem Gebiet der Haus- und Siedlungsforschung des Burgenlandes war.

Die Parallelen zu Reinhard Bünker sind bei Franz Simon unverkennbar. Beide studierten Zeichnen und Kunstlerziehung und beiden war die Dokumentation der traditionellen bäuerlichen Architektur in einer sich verändernden Umwelt ein großes Anliegen. Während aber Bünker in einer Zeit und Gesellschaft lebte, die sich der Notwendigkeit der Erforschung und Dokumentation dieses Kulturbereiches voll bewusst war und dessen Arbeiten von der Anthropologischen Gesellschaft gefördert und publiziert wurden, war Franz Simon in seiner Zeit ein Rufer in der Wüste, der nur von einigen Intellektuellen sowie Kultur- und Kunstverständigen gehört wurde. Simon musste sich die Publikation seiner Arbeiten selbst finanzieren.



Detail der Giebelfassade des Bauernhauses Weinberg Nr. 4 (5)

Bevor ich mich aber den Haus-, Hof- und Bauformen des Bauernhauses zuwende, möchte ich einige Worte zu den Flur- und Siedlungsformen des Burgenlandes sagen, da diese einen unmittelbaren Einfluss auf deren Entwicklung haben.

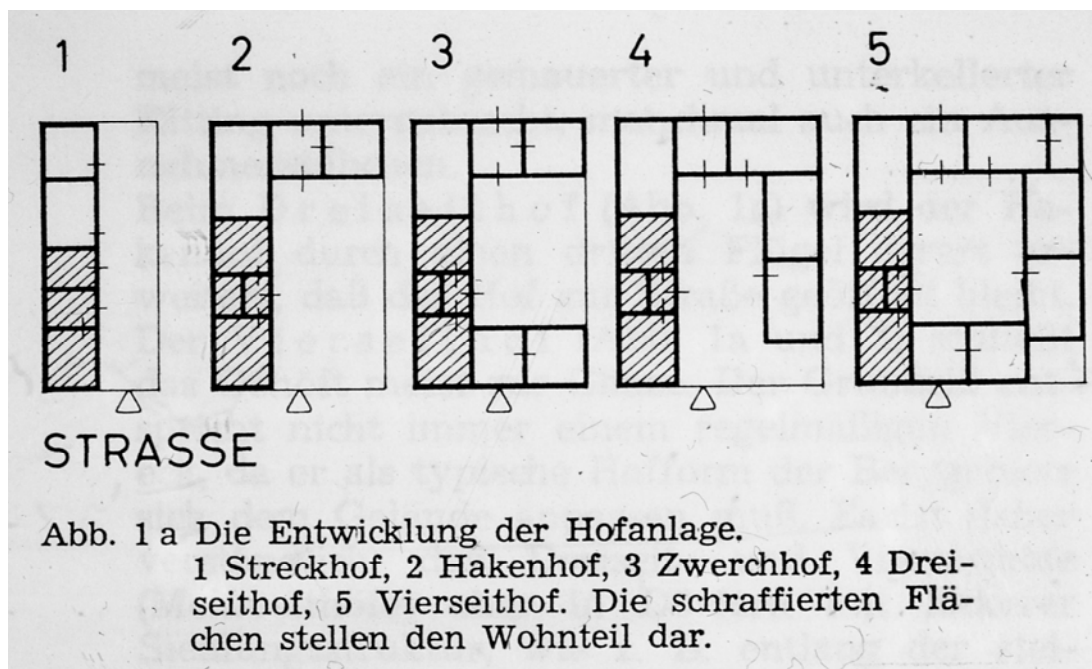
Das Burgenland mit seiner verschiedenartigen topografischen Beschaffenheit und wechselvollen Geschichte zeigt wie kaum ein anderes Bundesland eine klar erkennbare Entwicklung der Hauslandschaft. Im Norden des Landes finden wir flache und ruhige Geländeformen und damit auch klar strukturierte Siedlungs- und Bauformen, die bekannten Straßendörfer und Streckhöfe mit dem zur Straße gerichteten Giebel. Das mittlere Burgenland, eine bergig hügelige, von Tälern durchzogene Landschaft zwischen den Ausläufern der Buckligen Welt und dem Güns-er Gebirge, zeigt bereits ostalpine Siedlungs- und Hofformen. Regel- und Streusiedlungen, vielfach auch Mischformen davon sind mit Streck- und Hakenhöfen, bisweilen auch Dreiseithöfen bebaut. Der Süden des Landes ist von den Ausläufern der Buckligen Welt und dem Güns-er Gebirge geprägt. Hier finden wir, vor allem im Gebiet von Oberschützen und Pinkafeld, sowie in der leicht hügeligen Landschaft der Grazer Platte in den Bezirken Güssing und Jennersdorf überwiegend Vierseit-, bzw. Vierkanthöfe, aber auch Dreiseithöfe. In der Ebene der Oberen Wart und den Grenzregionen zu Ungarn kann man fast alle Siedlungs- und Hofformen des Landes finden.

Über die Haus- und Hofformen des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit finden wir keine oder nur spärliche Nachrichten. Es kann aber angenommen werden, dass es bis zum Ende des 18. Jahrhunderts kaum eine nennenswerte Entwicklung der Hofformen gab. Die Bewohner der Dörfer waren ja letztlich besitzlose Leibeigene der Grundherrschaft. So waren die Ortsbilder damals vermutlich eher von kleinen Wohn-Stallgebäuden mit freistehenden Wirtschafts- und Bergeräumen geprägt waren. Dies zeigen auch die

josefinischen Landaufnahmen aus dem Ende des 18. Jhs., in denen bereits, wie auch heute in den örtlichen Katastermappen, die Parzellierung und Baustrukturen im Ortsverband klar erkennbar sind.

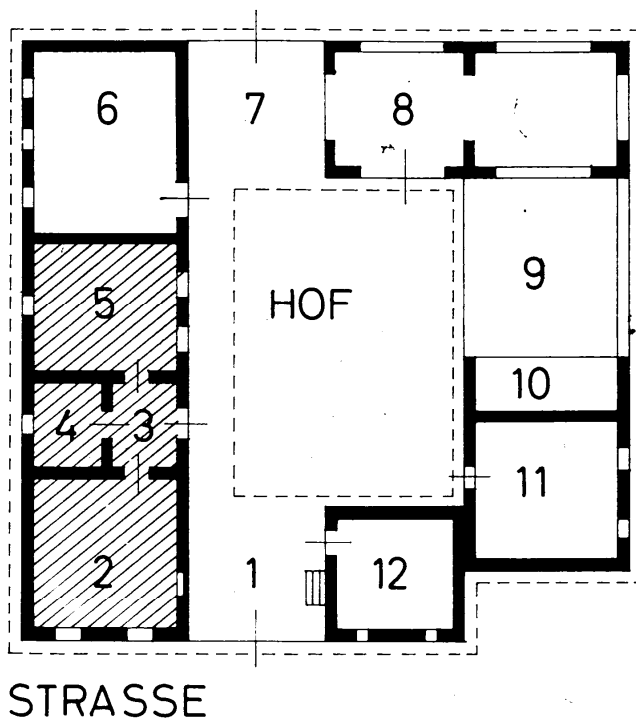
Infolge des Reformeifers Kaiser Josefs II., insbesondere der Aufhebung der Leibeigenschaft, kann erst ab dieser Zeit eine Entwicklung der Hofformen festgestellt werden, die aber jeweils von der Siedlungsstruktur des Dorfes und deren Parzellengrößen abhängig war. Konnten in den Straßendörfern mit ihren schmalen Streifenparzellen nur Streckhöfe errichtet werden, so finden wir gerade im Bezirk Oberwart und hier beispielhaft in Oberschützen als Mehrstraßendorf eine lockere Parzellierung vor, in der alle Hofformen möglich waren.

Die Höfe wurden immer so angelegt, dass mit der wirtschaftlichen Erweiterung des Anwesens auch der Hof erweitert werden konnte. Die einfachste Hofform ist der **Streckhof**. Er entstand aus dem Wohn-Stallhaus, zeigt aber bereits klar strukturierte Formen: den Wohnteil und einen Stallraum. Davon getrennt stehen ein oder auch mehrere Gebäude mit Wirtschafts- und Bergeräumen sowie Ställe für Kleinvieh. Beim **Hakenhof** wird der Streckhof am Ende des Stalles durch einen quer gestellten Wirtschaftstrakt mit Tenne, Durchfahrt zum Hintaus und Bergeräumen erweitert. Der Stall für Kleinvieh steht noch frei im Hof. Erst bei der Erweiterung zum **Dreiseithof** wird das Kleinvieh und die Holzlage in einen dritten Bauteil, der parallel zum Wohn-Stalltrakt steht, integriert. Der **Vierseithof** schließt nunmehr den Hof zur Straße. In diesem Bauteil ist die Hofeinfahrt sowie eine Austrägerwohnung oder, wie für Oberschützen und Unterschützen typisch, der **Kitting**, eine urtümliche Sonderform des Speicherbaues, untergebracht.



Hofformen des Burgenlandes (6)

Der Vierseithof, der vollkommen geschlossene Hof, war das Ideal jedes Hianzen aus der Gegend von Oberschützen. Bünker berichtet 1894 von einem Gespräch mit dem Oberschützer Landmann Tobias Posch: "A guit's Haus, wo koa Hianl außi und nit eini kaun" und weiter, dass ein nicht geschlossener Hof geringschätzig als "halber Hof" bezeichnet wird.



Die Raumanordnung bzw. deren Funktionen folgen in der traditionellen Hofanlage einer klar festgelegten Ordnung. Der Wohnteil, in Stube - Rauchküche - Kammer oder Hinterstube gegliedert, bleibt immer gleich. Daran schließt je nach dem Stand der Entwicklung des Hofes der Stall für das Großvieh an, in weiterer Folge der Stadel mit Durchfahrt und Tenne, die Ställe für das Kleinvieh und die Holzlage, sowie zum Abschluss, beim Vierseithof, die straßenseitige Durchfahrt, der Kitting oder die Austrägerwohnung.

Abb. 1 b Die Raumanordnung in der traditionellen Hofanlage.
1 Einfahrt, 2 Vorderstube, 3 Lab'm, 4 Rauchküche, 5 Hinterstube oder Kammer, 6 Großviehstall, 7 Tenne, 8 Stadl, 9 Holzlager, 10 Kleinvieh, 11 Schweine, 12 Kitting.

Raumfunktionsordnung des burgenländischen Bauernhofes (6)

Das Baumaterial bestand vorwiegend aus den natürlichen Vorkommen der Umgebung. So finden wir in den ebenen bis sanft hügeligen Gebieten des südlichen Burgenlandes vielfach Lehm als Baumaterial, in waldreichen Gebieten Holz und im Güns-er Gebirge und der Buckligen Welt überwiegend Naturstein. **Lehm** ist sicher bereits seit dem Mittelalter ein wichtiger Baustoff gewesen. Sebastian Franckh berichtet in seinem 1534 erschienenen Weltbuch: *„die heusser seind schlecht von kat gemacht, wie in Ungern“*. Franckh spricht hier sicher von der ursprünglichsten Lehmbauweise, dem „gesetzten Lehm-**bau**“. Hier werden einzelne Lehmklumpen, etwa in der Größe eines Kübels, übereinander „gepatzt“, bis eine Art Wand entsteht¹¹. Dieses sehr unregelmäßige Gebilde wird dann nach einer gewissen Zeit der Austrocknung mit einer Schaufel auf beiden Seiten derart abgestochen, dass eine sich nach oben verjüngende Wand entsteht. Diese Bauart ist auch heute noch bei einigen Weinkellern im Bezirk Güssing zu finden.

Eine weitere Form des Lehm-**bau**es ist der „Stampflehm-**bau**“. Hier wird, ähnlich wie beim Betonieren, der Lehm in Schichten von ca. 10 – 15cm zwischen zwei Schalwänden eingebracht und gestampft. Diese Bauart war auch im Bezirk Oberwart, bzw. in Oberschützen noch bis in die 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts gebräuchlich. So bestanden laut einer Volkszählung um 1900 von insgesamt 741 Häusern in Oberwart 68 aus reinem Lehm und 8 aus Lehm mit Steinfundament.

Interessant erscheint in diesem Zusammenhang, dass in der Zeit des ausgehenden 18. Jhs. der Lehm-**bau** im großherrschaftlichen und auch im bürgerlichen Bauen zuerst in Frankreich und später dann in Deutschland eine Blütezeit erlebte. Diese Strömung ging von Prof. Antoine Cointeraux aus, der in dieser Zeit in Paris Architektur lehrte. Cointeraux bezeichnet das Stampflehmverfahren als „königliche Kunst“. So besteht ein guter Teil der

¹¹ In den slawischen Sprachen wird diese Bauweise auch *lempač* (Lehmpatzen) genannt.

damals entstandenen Schlösser und öffentlichen Bauten in Frankreich mit ihren reich gegliederten Marmorfassaden aus Lehm.

Gegen Ende des 18. Jhs. tauchen dann die ersten „luftgetrockneten Lehmziegel“ auf. Diese Ziegel konnten bereits vor Baubeginn vorbereitet werden und ermöglichten ein wesentlich leichteres Arbeiten an der Baustelle. Johann v. Csaplovics erzählt um 1820 „von mit Stroh vermengten Lehmziegeln“. Diese Ziegel, mit denen man wesentlich geringere Mauerstärken erreichen konnte, wurden bereits in genormten Formaten hergestellt. Da Lehm aber nur eine geringe Druckfestigkeit aufweist, waren mit diesen Ziegeln keine Gewölbe-konstruktionen möglich.

Bevor ich aber auf den Massivbau mit gebrannten Ziegeln zu sprechen komme, möchte ich noch jene Baumaterialien erwähnen, die entwicklungsgeschichtlich bis in die Mitte des 19. Jhs. im Baugeschehen des südlichen Burgenlandes von Bedeutung waren. Das war vor allem im Gebiet der Ausläufer der Buckligen Welt und dem Günser Gebirge das natürliche Vorkommen von **Naturstein**, Granit und leicht spaltbaren Gneisen. Wegen der mühsamen Gewinnung und dem Transport der Steine in oft schwierigem Gelände entstanden meist nur in der näheren Umgebung größerer Siedlungen Steinbrüche. So wurden vor allem die älteren Häuser in Stadtschlaining oder Rechnitz aus Bruchsteinmauerwerk errichtet. 1774 wird das Pfarrhaus in Pinkafeld, 1697 in Rechnitz als „das kroatische Pfarrhaus gut aus Stein gebaut“, erwähnt. In der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts entstehen in diesem Gebiet Mühlen und auch Höfe aus Bruchsteinmauerwerk.

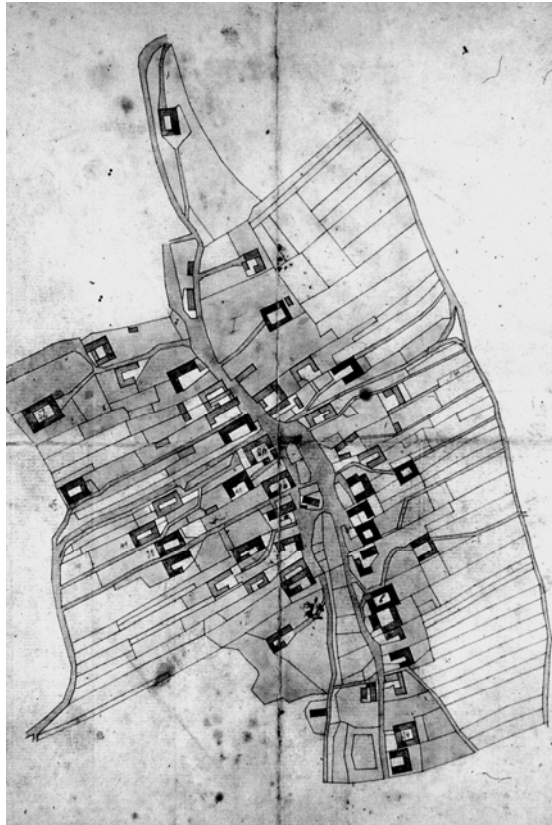
Für Oberschützen und dessen Umgebung hatte Bruchsteinmauerwerk vor allem als Fundament- und Kellermauerwerk Bedeutung. Die Steine, oft nur lose, ohne Mörtelbindung gemauert (Trockenmauerwerk), waren kapillar nicht wirksam und schützten damit das darüber liegende Mauerwerk vor aufsteigender Feuchtigkeit. So wurde der Keller bei Holzblockbauten, aber auch bei Häusern aus Ziegelmauerwerk bis zum Anfang des 19. Jhs. oft mit massivem Tonnengewölbe aus Naturstein gemauert. Und noch bis in das 20. Jahrhundert waren bei aus Ziegeln gemauerten Häusern Fundamente aus Bruchsteinmauerwerk üblich.

In den waldreichen Gegenden des mittleren und südlichen Burgenlandes war **Holz** als Baustoff in den dörflichen Siedlungen noch bis in die Mitte des 19. Jhs. allgemein üblich. Bauholz war bis zum Anfang des 19. Jhs. von der Bewilligung zum Bauen sowie der Zuteilung durch die Grundherrschaft abhängig und wurde aus dem Herrschaftswald, dem „Bannwald“, bezogen. In der Folge wurde diese Bewilligung von den „freien“ Gemeinden, die sich durch „Urbarialelibertationsverträge“ von der Grundherrschaft freikaufen konnten, erteilt.

Eine Reisebeschreibung von Johann Csaplovics aus dem Jahr 1820 berichtet, dass „die Häuser meistens von schlecht, oder gar nicht gezimmertem Holz gebaut“ sind. Tatsächlich aber konnten die Wandkonstruktionen der Häuser in den Siedlungsgebieten mit Niederwaldbewuchs infolge der krummwüchsigen Stämme der Laubbäume kaum einwandfrei eben hergestellt werden. So wurden die Wände der Wohn- und Stallungsräume dieser „Holzblockbauten“ meist zusätzlich mit Lehm verputzt, die Wirtschaftsgebäude aber „luftig“ gezimmert. Die kerzengerade gewachsenen Stämme der Nadelbäume aus den Hochwäldern im Gebiet der Buckligen Welt, des Bernsteiner und Günser Gebirges erlaubten eine wesentlich genauere Bearbeitung der Stämme, den „Blöcken“. Es entstehen in dieser Region und auch in Oberschützen Holzblockbauten, deren Wandkonstruktionen aus exakt vierseitig behauenen Stämmen bestehen, deren Lagerfugen zur besseren Abdichtung mit Moos verpresst werden.

Bereits zu Beginn des 19. Jhs. setzt sich der Bau mit gebrannten Ziegeln mehr und mehr durch, wie auch die Zeichnungen von Franz Simon zeigen. Die von ihm dokumentierten Bauernhäuser in Holzblockbauweise umfassen einen Zeitraum von 1775 bis 1839.

J.R. Bünker fand in Oberschützen nur noch ein aus Holz gezimmertes, 1795 datiertes Bauernhaus vor. Eine Ausnahme stellt sicher der Neubau eines aus Holz gezimmerten Hauses in Litzelsdorf dar, den Bünker 1894 auf seinen Reisen beobachten konnte.



Sehen wir uns die Baustruktur einer dörflichen Siedlung in der Mitte des 19. Jhs. im Bezirk Oberwart anhand einer Kopie des franciscäischen Grundkatasters von Aschau, datiert 1857, an, sehen wir von insgesamt 61 Häusern 33 massiv mit Ziegeln gemauerte Bauten (dunkel/rosa ausgemalt) und 26 Holzblockbauten (hell/gelb eingetragen). 2 Bauernhöfe sind gemischt, also sowohl mit Ziegelmauerwerk als auch Holzblockbauweise eingezeichnet. Dabei habe ich selbst noch vor mehr als 30 Jahren feststellen können, dass bei den meisten Höfen, die in diesem Plan als Massivbauten ausgewiesen sind, zwar der Wohn- und Stalltrakt gemauert war, die Wirtschafts- und Bergeräume aber ebenso wie die meisten frei stehenden Wirtschaftsgebäude aus Holz gezimmert waren. Im Vergleich zu einer kleinstädtischen Siedlung wie Oberwart finden wir im Rahmen der vorerwähnten Zählung um 1900 von insgesamt 741 Häusern noch 171 aus Holz erbaut. 1975 standen noch 5 und heute ist nur mehr eines davon in der Lehargasse erhalten.

Aschau. Kopie aus dem Mappenauszug des Grundkatasters „Dorf Aschau in Ungarn Distrikt Ödenburg Comitatus Eisenburg Steueramt Oberwart 1857“, kolorierte Tuschzeichnung um 1870

Wie in der Mitte des 18. Jhs. allgemein mit Holz gebaut wurde, berichtet Michael Polster, der 1757 sein Bauernhaus in Oberwart errichtete. Polster entstammt der gleichnamigen Familie in Oberschützen, die 1697 bis 1698 in den kanonischen Visitationen des Bischofs Stefan Kazò erwähnt wurde. Polster verzeichnet in seinem „Bautagebuch“, das er mit *„Anno 1757. Jahr, hab ich Michael Polster an gefangen zum Hauß Bauen; und habe hir mit alle meine Uncosten Specifiziert, was Sämtlich ist auffgangen“* übertitelte, akribisch jede Arbeit und deren Dauer, sowie Ausgaben für Material, Lohn und Verpflegung der Arbeiter, die auch namentlich genannt werden. Auch Polster musste bei der Grundherrschaft um Bauholz ansuchen, *„Erstlich hab ich den Hern geschworenen alß Adorjàn Ferenz, und Zámbo György, bezalt, dass sie mir habn Bau Holtz erlaubt in Freýwalt nemblich“* und bezahlte dafür 2 Gulden und 45 Kreuzer. Polster wird aber für diesen Bau sicher auch noch verwendbares Holz von einem Vorgängerbau verwendet haben¹².

¹² Die Verwendung von noch brauchbaren Bauhölzern (Blöcken) von anderen Holzblockbauten konnte bei der Abtragung verschiedener Gebäude im Freilichtmuseum Gerersdorf eindeutig festgestellt werden. So wurden auch bei dem Wiederaufbau so mancher dieser Museumsbauten unbrauchbare Holzblöcke gegen neue oder gebrauchte Blöcke anderer Bauten ausgetauscht.

Weiters beschreibt Polster jede Einzelleistung, wie z.B.

- das Fällen, den Transport und schließlich das Behauen der Baumstämme für den Bau,
- Stroh und Lehm für Dachdeckerarbeiten,
- weiterer Lehm für die Lehmböden und Wände des Hauses,
- Kalk zum Weißen der Wände und für das Ofenmauerwerk,
- der Ankauf von 600 Ziegeln für Herd und Ofen, die Kacheln (Schüsselkacheln) dazu¹³,
- 4 Laden (Bretter) für den Rauchfang¹⁴,
- Holz für Fenster und Türen mit eisernen Beschlägen und auch
- welche und wieviel Naturalleistungen wie Brot, Wein und Fleisch für bestimmte Arbeiten zusätzlich gegeben wurden.

Geht man den Angaben an verwendetem Holz und der Anzahl der Rofenpaare des Dachgesperres nach, ergibt sich eine Länge des Hauses, vermutlich eines Streckhofs, von etwa 15 bis 18 Metern. Polster beschreibt nur den Bau eines Wohn-Stallhauses, nicht aber die Errichtung von Tenne, Stadel und sonstigen Wirtschaftsgebäuden, die wahrscheinlich freistehend bereits vorhanden waren.



Bauernhaus in Oberwart Nr. 303. So könnte das von Michael Polster im Jahr 1757 gebaute Bauernhaus ausgesehen haben. Deutlich sind die 4 Bretter für den Rauchabzug erkennbar (4)

Die Gesamtkosten des Hauses, das sicher aus Stube, Rauchküche und Kammer bestand, belaufen sich auf insgesamt 105 Gulden und 34 ½ Kreuzer. Ein ungefährender Wertvergleich wäre bei Georg Barta zu finden, der 1766 für 100 Gulden, also die Summe, für die man einen neuen Hof errichten konnte, eine jährlich 2 Wagen Heu tragende Wiese verpfändete. Die 1772 fertig gestellte, reformierte Kirche in Oberwart kostete damals 2.893 Gulden und 31 Kreuzer, weil nicht nur qualifizierte Professionisten wie Baumeister Christoph Preisling aus Pinkafeld, sondern auch neue Baumaterialien wie gebrannte Ziegel eingesetzt wurden.

Diese Aufzeichnungen, von Olaf Bockhorn¹⁵ ausgezeichnet im Lichte der aktuellen Bauernhausforschung bearbeitet und kommentiert, erschienen 1989 als Gedenkschrift für Zsigmond Bãtky. Bockhorn erklärt dabei, glossarartig, die von Polster verwendeten Fachausdrücke. Bockhorn ist für diese Arbeit insofern zu danken, da Archivalien dieser Art, wohl auch wegen ihrer Seltenheit bisher kaum bearbeitet, oder veröffentlicht wurden.

¹³ „*Den Haffner bezahlt vor den Offen setzen und vor die Kachel in allem*“. Interessant erscheint in diesem Zusammenhang die Wertigkeit von Herd und Beheizung im dörflichen Bauen, da Polster dafür einen Betrag von 43 Gulden bezahlte, also etwa 40% der Gesamtbaukosten des Hauses. Für das Bauholz gab Polster, wie berichtet, jedoch bloß 2 Gulden und 45 Kreuzer aus.

¹⁴ Originalzitat: „*4 Lad zum Rauch Fanckh*“. Diese Rauchabzüge wurden immer an der gegenüberliegenden Wand der Feuerstelle eingebaut, so konnte der Rauch abkühlen, bevor er durch den hölzernen Abzug strich.

¹⁵ Univ. Prof. Dr. Olaf Bockhorn war am Institut für Volkskunde in Wien und Hannover tätig. Er setzte sich immer wieder und unermüdlich für eine Wiederbelebung der Haus- und Siedlungsforschung in Österreich ein. Seine Beiträge zu diesem Thema könnten für künftige wissenschaftliche Arbeiten richtungsweisend sein.

Wie schon eingangs erwähnt, war das Dachdecken mit **Stroh** zur Zeit M. A. Beckers allgemein üblich. Auch während des gesamten 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts war Stroh als Material für die Dachdeckung in den Dörfern des Südburgenlandes von Bedeutung. Bünker geht in seiner Beschreibung von Oberschützen leider nicht auf die Dachdeckungen ein. Doch zeigen die fotografischen Aufnahmen von Arthur Haberlandt zwischen 1927 und 1930 in Oberschützen durchwegs mit Stroh gedeckte Häuser.

So sind um 1900 in Oberwart 41 Prozent aller Häuser mit Stroh gedeckt und um 1950 hatte noch ein großer Teil der Aschauer Häuser ein Strohdach. Vergleichbar genaue Angaben aus dieser Zeit finden sich über Schmiedrait (R. Hrandek). Dort waren von insgesamt 39 Häusern 9 mit Stroh gedeckt, 29 waren gemischt, also mit Stroh und Dachziegeln und nur eines zur Gänze mit Dachziegeln gedeckt.

Stroh hat als natürliches Deckmaterial für Dächer nicht nur im ländlichen Bauen Tradition. Die Häuser vieler mittelalterlicher Städte waren mit Stroh gedeckt. Einer Bauchronik ist zu entnehmen, dass z.B. das Straßburger Münster im Jahre 1194 mit Stroh eingedeckt wurde. Und noch 1768 wird der Anna Maria Stöffinger vom Eisenstädter Magistrat gestattet, ihr innerhalb der Stadtmauern befindliches Wirtschaftsgebäude mit Stroh zu decken.

Dachstroh war ein billiger Baustoff, da es im bäuerlichen Betrieb stets vorhanden war. Es wurde ausschließlich Roggenstroh verwendet. Im Südburgenland waren vor allem zwei Deckungsarten üblich: Das „Schoadach“ oder Schardach und das „Schabldach“ oder Schabstrohdach. Bei dem Schabstrohdach, dessen Deckung auch als „burgenländische Deckung“ bezeichnet wird, verwendete man sowohl für die Deckung als auch für die Bindung ausschließlich Stroh. Für die etwa 30 cm dicke Deckschicht brauchte man wesentlich mehr Stroh als beim Schardach. So wurde diese Deckungsart überwiegend in flachen bis leicht hügeligen Gebieten mit Körnerwirtschaft angewendet. Das Schardach, etwa 20cm dick, braucht zwar weniger Stroh, für dessen Bindung aber Wieden und Stang'ln¹⁶. Daher war es eher in bergigem Gelände mit überwiegend Forstwirtschaft zu finden. Dem Strohdach, jedenfalls aber dem Schardach wurde früher bei regelmäßiger Wartung eine Lebensdauer von 30 bis 40 Jahren zugeschrieben. Noch bis 1900 wurde sowohl das Decken des Daches als auch dessen Ausbesserung vom Bauern selbst gemacht. Erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts bildeten sich eigene, gewerbsmäßige Deckerpartien heran, die damals aus „Österreich“, nämlich Niederösterreich und der Steiermark, kamen. Hier sind mir selbst noch, aus dem Anfang der 70er-Jahre des vergangenen Jahrhunderts, der „Decker-Naz“, Johann Plank vom ehemaligen Dorfwirtshaus in Hattmannsdorf, oder der „Schneider-Michl“ und sein Bruder Hans vom Rotleitenberg (ebenfalls Hattmannsdorf) in Erinnerung.

Die katastrophalen Brände von 1897 und 1898 an der östlichen Angerzeile in Aschau vernichteten zwar nicht die Bausubstanz der massiv gemauerten Häuser, aber deren Dächer, die den Bränden zum Opfer fielen, wurden nicht mehr mit Stroh, sondern mit **Dachziegeln**, so genannten „Brett'lziegeln“ gedeckt. So erinnerten sich in der Zeit um 1980 noch einige ältere Dorfbewohner aus Aschau an den merkwürdigen Gegensatz der mit Dachziegeln gedeckten Häuser an der östlichen und den Strohdächern der westlichen Angerzeile. Sie berichten auch, dass sich das Ziegeldach in den Dörfern erst nach dem 2. Weltkrieg langsam durchsetzte. Die Strohdächer werden nicht mehr ausgebessert, sondern mit Dachziegeln neu gedeckt.

Wie den Angaben über das Verhältnis zwischen Ziegel- und Strohdach von vorher entnommen werden kann, hat sich die Deckung mit Dachziegeln bei den Häusern im klein-

¹⁶ Die „Stang'ln“ sind 3 – 4m lange Haseläste und dünne Fichtenstämmchen (die vor allem im Hochwald zu finden sind) wurden zum Niederhalten der Strohlage gebraucht. Mit den Wied'n, Weiden- und Fichtentrieben wurden die Stang'ln mit der dazwischen liegenden Strohlage an die Dachlattung gebunden.

städtischen Bereich wie Oberwart oder Pinkafeld bereits mit Beginn des 3. Viertels des 19. Jahrhunderts durchzusetzen begonnen. In den Dörfern verzögerte sich dieser Prozess bis in die Zeit knapp vor dem Zweiten Weltkrieg. Dachziegel konnten nicht selbst hergestellt werden und mussten daher von den großen Ziegelwerken in Pinkafeld oder Schlaining bezogen bzw. gekauft werden. Geld war aber in bäuerlichen Kommunen, die in erster Linie von Naturalwirtschaft lebten, eher knapp bemessen. So konnte sich das Ziegeldach erst in der Zwischenkriegszeit und nach dem 2. Weltkrieg, als die Ziegelwerke durch die Massenproduktion von Dachziegeln diese auch preisgünstig herstellen konnten, durchsetzen.

Das Ziegeldach ist aber eher eine späte Begleiterscheinung einer Bauentwicklung, die Ende des 18. Jahrhunderts ihren Ausgang nahm. Der Geist der Aufklärung in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts beim Adel und in der Folge die Reformen Kaiser Josefs II. führten zu einem bisher nicht gekannten Wandel im ländlichen Bauen. Durch die Aufhebung der Leibeigenschaft 1781 verspürte der Bauer, der vom Leibeigenen zum Freien wurde, erstmals ein Bewusstsein bzw. eine Beziehung für den eigenen Besitz. Dieser Entwicklung kam auch eine weitere Reform Josefs II., nämlich die Aufhebung der "herrschaftlichen Ziegelpatente"¹⁷, entgegen - es entstehen die ersten Massivbauten aus gebrannten Ziegeln. Bereits zu Beginn des 19. Jahrhunderts setzt sich der **gebrannte Ziegel** im ländlichen Bauschaffen allgemein durch.

Die guten statischen Eigenschaften des Ziegelmauerwerkes infolge der ebenen Lagerfugen und die Handlichkeit des Mauerziegels erleichterten die Herstellung von gemauerten Wänden. Die Druckfestigkeit der Ziegel erlaubte nun auch die Herstellung gewölbter Decken. So entstehen komplizierte Gewölbeformen, wie z.B. Kloster- und Muldengewölbe, oder Tonnengewölbe, die durch Stichkappen aufgelöst werden. Mit dem gebrannten Ziegel konnten auch die für das südliche Burgenland und speziell für die Bauernhäuser in Oberschützen so charakteristischen Arkadengänge gebaut werden.



Hinterstube des Bauernhauses Aschau Nr.49, erbaut 1820. Tonnengewölbe mit Stichkappen, Gliederung und Auszier in Putzschnitttechnik. Die Heiliggeisttaube im Medaillon an der Decke und die Strahlenrosen am Ende der Stichkappen weisen auf eine Verwendung des Raumes als evangelischen Andachts- und Betraum hin. (Foto: Komzak)

¹⁷ Bis dahin musste für das Bauen mit gebrannten Ziegeln bei der Grundherrschaft eine Bewilligung eingeholt werden, die natürlich mit entsprechenden Abgaben verbunden war.

Die **Arkade**, ursprünglich ein Stilelement der Renaissance, war bis zum Ausgang des 18. Jhs. ein architektonisch-formales Detail herrschaftlichen Bauens. Erst danach fand sie auch in der dörflichen Volksarchitektur Eingang¹⁸. Die Arkade kann jedoch nicht als typisch burgenländisches Baumerkmal bezeichnet werden, da gleiche Bauformen ebenso im östlichen Niederösterreich, in weiten Teilen Westungarns Mährens und der Slowakei zu finden sind.

Aus der Form des Arkadenbogens kann auch auf die Bauzeit geschlossen werden. Volle, runde Bögen weisen auf eine Bauzeit bis etwa 1830 hin, flache Segmentbögen sind eine Spätform der Arkade, die im Südburgenland noch bis nach 1900 gebaut wurde.



Bauernhaus in Jabing, 6-achsiger Arkadengang. Volle, runde Korbbögen und kurze, dicke Säulentrommeln weisen auf eine Bauzeit um 1820 hin. (Foto: Komzak)

Die ältesten heute bekannten Arkaden des Südburgenlandes finden sich im 1784 erbauten Pfarrhof der reformierten Gemeinde in Oberwart. So entstehen gerade im Bezirk Oberwart und hier besonders in Oberschützen und Umgebung Höfe mit großzügig dimensionierten Wohn- und Wirtschaftsräumen von architektonisch höchster Qualität.

Bereits im 16. und 17. Jahrhundert entstanden im Herrschaftsbereich von Bernstein Kalk- und **Ziegelöfen**. Die Bauarbeiten an Schloss Bernstein waren so umfangreich, dass nicht nur an Ort und Stelle ein Ziegelofen errichtet, sondern auch für die Versorgung der Bauarbeiter mit Bier eigens ein kleines Brauhaus gebaut wurde. Im 17. und 18. Jahrhundert entstanden dann weitere Ziegelöfen, u.a. in Pinkafeld, Schlaining und Rotenturm. Kalk bester Qualität wurde im 18. und 19. Jahrhundert in Harmisch und Kohfidisch gebrannt. Die Ziegelbrenner, oft italienischer Herkunft, waren durch Jahrhunderte als Brennmeister bei den herrschaftlichen Ziegelöfen angestellt. Diese hochgeachteten Meister wurden in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts dann Pächter dieser Ziegeleien, bis um die Mitte des 19. Jahrhunderts der letzte herrschaftliche Ziegelofen verkauft war. In Rotenturm bestand noch bis etwa 1980 ein solches Ziegelwerk, dessen Besitzer *Commendatore di Maria* hieß.

Der Bauer des 19. Jahrhunderts baute seinen mit Ziegeln gemauerten Hof mit seiner Familie und sicher auch mit Hilfe der Nachbarschaft unter Anleitung eines Maurers und dessen Gehilfen selbst. Während der Meister nur die komplizierten Arbeiten, wie das Wölben von Decken, den Arkadengang oder die architektonische Gestaltung der Putzschnittfassade machte, wurden die Hilfsarbeiten und auch das Ziegelmachen vom Bauern verrichtet. Erst später, gegen Ende des 19. Jahrhunderts, wurde die mühsame Arbeit des "Ziegelschlagens", das Hineindrücken und Festschlagen des Lehms in die Ziegelmodel Ziegelschlägern oder Zigeunern überlassen. Ältere Aschauer erinnern sich noch an die Erzählungen ihrer Väter, dass so genannte Italiener regelmäßig nach Aschau kamen und auf Bestellung in der Flur "Hermannsdorf" Ziegel in „Feldöfen“ brannten. Diese Feldöfen bestanden aus mehreren, nebeneinander ausgehobenen Gräben, ca. 2m breit, 5 bis 6m lang und etwa 60 cm tief. In diese wurden die getrockneten Lehmziegel derart eingeschlichtet,

¹⁸ Alfred Schmeller nimmt an, dass die Bauform der Arkade ihren Ausgang in Dörfern mit ungarischer Bevölkerung, wie z.B. Oberwart, Unterwart, Siget in der Wart, ihren Ausgang nahm. Die in diesen Ortschaften sesshaften kleinaltigen Wehrbauern, die ihre Häuser mit einem "N" in der straßenseitigen Giebelfassade kennzeichnen durften, übernahmen die Arkade als Ausdruck ihrer höheren Rechtsstellung aus Prestigegründen dem herrschaftlichen Bauen. Doch bereits ab 1830 wurde der Arkadengang auch von anderen Privilegierten nachgeahmt.

dass zwischen ihnen genug Raum für die Hitze und in der Mitte ein Gang für die Befeuerung mit Scheitern aus Hartholz übrig blieb. Über diese Ziegel wurden mehrere Lagen Reisig gelegt und darüber kam eine Schicht mit Erde. Der Brand selbst dauerte etwa 3 bis 4 Tage. Oft konnten auf diese Weise in einem Arbeitsgang 30.000 Ziegel und mehr erzeugt werden. Manche Gemeinden errichteten in der Folge eigene kleine Brennöfen. Solch ein gemeindeeigener Ziegelofen stand in Wolfau noch bis 1958 in Betrieb.

Die Zeit zwischen 1820 und 1840 kann als Blütezeit des dörflichen Bauens im Bezirk Oberwart bzw. in Oberschützen bezeichnet werden. Die Zeichnungen von Prof. Franz Simon zeigen dies in eindrucksvoller Weise. Hier wird die endgültige Wende von der "leibei-gen-bäuerlichen" zur "bürgerlich-bäuerlichen" Gesellschaft erkennbar. Dieses neue Bewusstsein wird nicht nur in der Prestigeform der Arkade sichtbar, sondern auch in der architektonischen Gliederung und Auszier der Fassaden.



Bauernhaus in Hochart Nr.27. Dieser mächtige, 1813 erbaute Hof ist in mehreren Baustadien entstanden. Er zeigt eindrucksvoll die gesellschaftliche Stellung des Bauherrn. Die reich verzierte Putzschnitffassade ist vermutlich 1819 entstanden - eine Dreifaltigkeitsdarstellung in Seccomalerei im Bereich der Giebelfassade ist mit 1826 datiert. Im Giebelfeld selbst ist eine Datierung in römischen Ziffern von 1841 und die Initialen + M . E. + erkennbar (Foto:Komzak)

Hier zeigt sich deutlich, dass die Fassade wie kein zweites architektonisches Element am Haus die Gesinnung und gesellschaftliche Stellung seiner Bewohner widerspiegelt. Diese Gesinnung, die zur Schau stellen der gesellschaftlichen Stellung, hat im südlichen Burgenland, ausgehend vom Bezirk Oberwart, eine Handwerkstechnik der Fassadengestaltung zu höchster volkskünstlerischer Vollendung gebracht, den **Putzschnitt**¹⁹. Die Art der Gliederung und Auszier der Fassadenflächen orientiert sich offensichtlich an der klassizistischen Fassadenarchitektur des kleinstädtischen Bürgertums und Landadels. Doch werden auch diese Zierformen streng dem örtlichen Geschmack angeglichen und abgeändert. Man verzichtete keineswegs auf altüberlieferte Motive aus dem religiös-abergläubischen Bereich, obwohl deren Sinn kaum mehr verstanden wurde.

Mit der gleichen Selbstverständlichkeit, wie der Zimmermann Rosette, Siebenstern und Wirbelrad in den Durchzugsbaum der Holzdecke schnitt, setzte der Maurermeister Herz-, Blüten- und Lebensbaumotive neben das für ihn neue Zopfmuster. Diese Meister verfügten sicher über ein Formgefühl, welches nicht nur ein bestimmtes Maß an Kenntnis althergebrachter Formen erforderte, sondern auch die Fähigkeit, eine gewisse Form in der Natur abstrakt zu sehen und darzustellen.

¹⁹ Auch hier zeigen die von Franz Simon gezeichneten Putzschnitffassaden, dass die in der Zeit von 1820 bis 1840 entstanden Bauernhäuser besonders reich verzierte und gegliederte Fassaden aufweisen. Ein Vergleich von Datierung und Formensprache der Putzschnitffassaden an Bauernhäusern des Bezirkes Oberwart und solchen in Westungarn, der Slowakei, Sloweniens und auch der angrenzenden Gebiete Niederösterreichs und der Steiermark, ja sogar der Bezirke südlich und nördlich von Oberwart zeigen deutlich, dass diese baukünstlerische Handwerkstechnik von hier ihren Ausgang nahm.

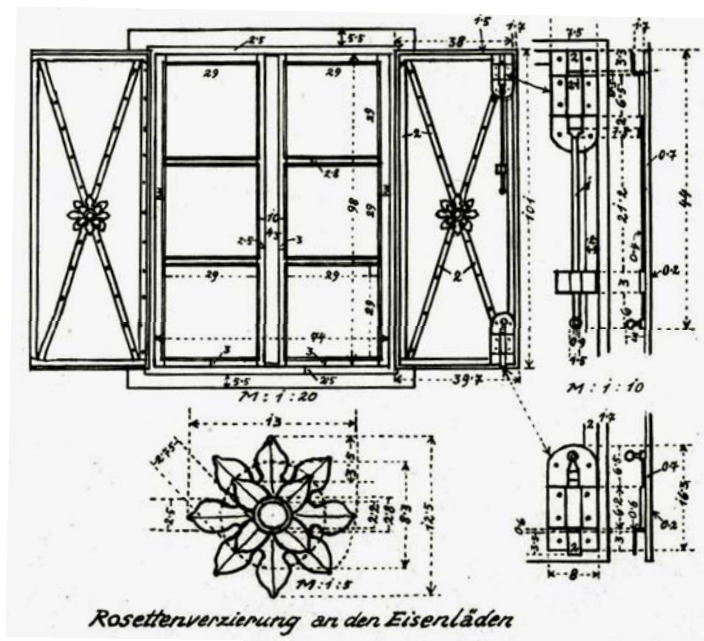
Diese kunstvolle Fertigkeiten erlangten viele Maurer bei ihrer Arbeit nicht nur im herrschaftlichen Bauen, sondern auch bei der Fassadengestaltung im kleinstädtischen Bereich. An Aufträgen mangelte es nicht in dieser Zeit, so tauschten diese Baukünstler ihre Erfahrungen und Erkenntnisse untereinander aus und es entstanden mehr oder weniger lose Maurerzünfte. Dabei bildete sich bei einzelnen Meistern eine charakteristische Formsprache aus, sodass beim Vergleich der Architektur und Formsprache bei einigen Fassaden bestimmte analoge Charakteristika zu erkennen sind, die auf einen bestimmten Maurer schließen lassen.



Bauernhaus in Hochart Nr.27. Detail der Putzschnittfassade. Zahnschnitt, Sechsstern und Lebensbaum finden sich ebenso wie die neuen josefinischen Stilelemente von Zopf und Gehänge. Die Fensterüberdachung wird von stilisierten Kragel-elementen des Barock getragen. (Foto: Komzak)

Eine eher wenig beachtete Anordnung Kaiser Josef II. war ein Cirkular, in dem es hieß, *„Zur Erweiterung der Eisenhandlung, und Erleichterung der allgemeinen Erwerbswege haben wir über die in dem Patent vom 29ten Decembris 1781 bereits zu eben diesem Entzwecke gemachten Verfügungen noch weiters zuträglich gefunden, die unter dem Namen eines k.k. Magazins gehaltene Eisen- und Stahlniederlage aufzuheben, und jedermann frey zu lassen, sowohl in der Residenz, als in den übrigen Städten und Oertern Unserer Erbländer Eisenlager zu eröffnen, und solchen alle Gattungen von geformten, und ausgearbeitetem Eisen aus allen Erbländern im Grossen, oder kleinweise zu verkaufen.“* Dieses Patent ermöglichte es, unabhängig von den eher bescheidenen natürlichen Vorkommen von **Eisen** an den Ausläufern der Buckligen Welt, Roheisen und auch Fertigprodukte aus der benachbarten Steiermark einzuführen. Und hier war gerade der Handelsweg aus der Steiermark über Pinkafeld in die Region des Bezirkes Oberwart von besonderer Bedeutung. So finden wir besonders in Oberschützen und der näheren Umgebung Bauernhöfe, die besonders reich mit kunstvoll geschmiedeten Baubeschlägen, wie Fensterläden und Fenstergittern, Tür- und Fensterbeschlägen sowie Schlössern ausgestattet sind.

Ebenso fanden auch **Produkte aus Gusseisen**, wie z.B. reich verzierte Hinterladeröfen aus Mariazeller Kunsteisenguss (Werk Gusswerk), oder Kastenöfen aus der damals österreichisch-schlesischen Stadt Teschen in den Höfen wohlhabender Bauern Verwendung. Wenngleich Eisen für den Bauer auch sehr teuer war - es konnte nur gegen Bargeld erstanden werden -, so fanden dessen Produkte auch in einfacheren Bauernhöfen, vor allem im repräsentativen Wohnteil, Anwendung. Im Wirtschaftsteil des Hofes aber genügten für die Arbeit des Zimmermannes und Bautischlers Holznägel und noch bis zum Ende des 19. Jhs. waren Türen und Fenster, Zapfenlager, Schubriegel und auch Fallenriegelschlösser zur Gänze aus Holz gefertigt.



Bauernhaus in Weinberg Nr.4. Fensterläden mit doppelter Rosette und Fensterschubriegel aus Schmiedeeisen (5)



Bauernhaus in Aschau Nr. 49. Oberteil eines reich verzierten Gusseisensofens aus Mariazeller Kunsteisenguss (Foto: Komzak)

Noch bis zum Anfang des 19. Jhs. hatte der **Schmied im Dorf** eine Ausnahmestellung. Einerseits war er als kreativer Techniker, der so manches Problem im Gerätehaushalt eines Hofes lösen konnte, unentbehrlich, andererseits galt aber seine Arbeit mit dem Feuer, ursprünglich aus mystisch-mythologischen Gründen, als unrein, man sah ihn oft, wenn auch mit Respekt, mit dem Teufel im Bund. So kam es nie zu einer ausgesprochen bäuerlichen Ausdrucksform für Eisenbeschläge. Die Form und Konstruktion der Schlösser, Bänder, Kegel und Handhaben für Fenster und Tür, aber auch für Möbel und andere Einrichtungsgegenstände entspricht weitgehend den bürgerlich-adeligen Vorbildern des 17. und 18. Jhs. und ist im gesamten Alpenraum in seiner Ausdrucksform weitgehend gleich. So wurden noch bis in die Mitte des 19. Jhs. Schlösser in offener Bauweise, so genannte "deutsche Schlösser", mit Drückerfalle (Hebelfalle) und eintourig sperrbarem Schubriegel mit Schlüsselkasten auch von heimischen Schmieden nachgebaut.



Bauerhaus in Aschau Nr. 49. Schloss in offener Bauweise, sog. „deutsches Schloss“, um 1800 geschmiedet (Foto: Komzak)



Fenstergitter und Türbänder, nicht so funktionsbestimmt wie das Schloss, boten der Phantasie des Landschmiedes mehr Möglichkeit zur formalen Gestaltung. Die zu Ranken und Spiralen gedrehten Bänder der Renaissance öffnen sich manchmal zu gewundenen Schlangenformen, mystischen Schutz- und Abwehrzeichen aus der abergläubischen Vorstellung der Menschen dieser Zeit.

Bauernhaus in Aschau Nr. 49. Geschmiedetes Türband um 1820. Die kräftig gewundenen Bandarme enden in Schlangenköpfen mit gespaltener Zunge, einem mystischen Schutz- und Abwehrzeichen. (Foto: Komzak)

Als Moritz Alois Becker um 1860 von den Schmieden in Sinnersdorf, Pinkafeld und Riedlingsdorf berichtete, hat er noch, wenn vielleicht auch nur noch vereinzelt, die Herstellung solcher Produkte des traditionellen Schmiedehandwerkes gesehen. Doch die in der 2. H. des 19. Jhs. einsetzende maschinelle Massenproduktion technisch keineswegs hochwertiger, dafür umso billigerer Schlösser und Beschlagteile für Fenster und Tür hatte bald den Verfall der handwerklichen Kunst des Landschmiedes zur Folge.

Nunmehr habe ich versucht, nicht nur einen kurzen Abriss der Bauernhausforschung des 19. Jhs. im Burgenland, sondern auch deren Ansätze im 20. Jh. zu geben. Auch habe ich versucht, diese Ergebnisse mit meinen eigenen Erkenntnissen, die ich durch meine Beobachtungen während meiner Reisen durch das Burgenland in den Jahren 1978 bis 1987 gewinnen konnte, zu verbinden. Viel wäre noch zu berichten, doch hoffe ich, dass die Ausführungen dieses Referates im Rahmen dieses Symposions einen einigermaßen informativen Überblick über die bäuerliche Gesellschaft in Oberschützen des 19. Jahrhunderts und auch die technisch-historische Entwicklung ihrer Wohn- und Arbeitswelt, über das Bauernhaus, geben konnten.

Die Fotos und Zeichnungen sind teilweise ältere Xerox-Kopien und daher bedauerlicherweise nur von minderer Bildqualität. Sie wurden folgender Literatur entnommen:

- (1) Leopold Schmidt, Die Entdeckung des Burgenlandes im Biedermeier, Studien zur Geistesgeschichte und Volkskunde Ostösterreichs im 19. Jh., Wissenschaftliche Arbeiten aus dem Burgenland 21, Eisenstadt 1959
- (2) Otto Bünker, „Johann Reinhold Bünker - Sein Lebenswerk für die Volkskunde“, Burgenländisches Landesmuseum, Eisenstadt 1982
- (3) Johann R. Bünker „Das Bauernhaus in der Heanzerei (Westungarn, Anthropologische Gesellschaft, Wien 1895
- (4) Arthur Haberlandt „Volkskunde des Burgenlandes - Hauskultur und Volkskultur“, Band XXVI der Österreichischen Kunsttopografie, Baden bei Wien 1935
- (5) Franz Simon, „Bäuerliche Bauten im Südburgenland“, Graz, Selbstverlag 1971
- (6) Wolfgang Komzak, „Traditionelles Bauen im Südburgenland - Hof-, Haus und Bauformen“, Volk und Heimat, Jg.34/5, Eisenstadt 1978/79
- (7) Wolfgang Komzak, wie (6), jedoch „.... - Herd und Beheizung“, Jg.34/10, Eisenstadt 1978/79
- (8) Wolfgang Komzak, wie (6), jedoch „ - Fenster, Türen und Beschläge“ Jg. 34/9, Eisenstadt 1978/79

Landwirtschaft des 19. Jahrhunderts im Raum Oberschützen

Einleitend sei festgestellt, dass es dem Verfasser nicht möglich ist, neue wissenschaftliche Erkenntnisse zu diesem komplexen Thema vorzutragen. Vielmehr wurde versucht, mit dem vielschichtigen Personenkreis dieses Symposiums gemeinsam einen **Rückblick aus der Sicht eines Agrariers** zu tun. Gleich zu Beginn soll kurz auf die heutige landwirtschaftliche Situation hingewiesen werden, die ständigen Veränderungen, die wir und die Bauern unseres Raumes in den letzten 50 Jahren erlebten: Den Wandel in puncto Produktivität, aber auch was die Produktionsrichtung und die Betriebsführung betrifft. Resümee: EU und Globalisierung machen ein weiteres „Bauernsterben“ notwendig – so wie wir es schon vom 19. Jahrhundert her kennen.

1. Allgemeines

Im Mittelalter lebten ebenso wie im 17. und 18. Jahrhundert etwa **85 Prozent** der Bevölkerung mehr oder weniger von der Landwirtschaft. Zusätzlich waren es im Laufe der Jahrhunderte immer mehr **landwirtschaftsnahe Berufe**, die im öffentlichen Leben eine Rolle spielten. Als Nebenerwerbsbauern arbeiteten Fassbinder, Schmied, Wagner, Müller, Seiler, später auch Viehhändler, weiters Lederarbeiter (Gerber, Sattler, Schuster), Töpfer, Weber und Schneider, Hutmacher, Siebmacher, aber auch Hilfslehrer und Wirte. Auf den Herrschaftshöfen (Burgen) waren zudem Maurer, Zimmerer, Tischler, Schlosser, Dachdecker und Fleischhauer eingesetzt.

Immer war das **Geld knapp**, die Bezahlung erfolgte oft nur in Naturalien („Kornlöhne“ in Deutschland). Etwa 4 bis 5 kg Roggen war ein Tageslohn für einen gelernten, 2/3 davon für einen ungelernten Arbeiter. Es herrschte also jahrhundertlang eine ganz kleine Gruppe – der Adel – über ein Heer von Untertanen.

Im sog. **Feudalsystem** gab es praktisch vier Bevölkerungsschichten:

Adel
Hofstaat
Soldaten
Landvolk

Eine Lockerung dieser Einteilung war unumgänglich, da im Laufe der Zeit auch Kleinadel, Beamte, Verwalter, Offiziere und Handwerker eingeordnet werden mussten (Ausweitung der 2. Kategorie). Aber auch innerhalb der Landbevölkerung, also der Bauern, gab es eine Art Hierarchie: Man unterschied Lehenbauern, Söllner und Inwohner.

Das Leben am Hof

Aufzeichnungen der Familie Batthyány zeigen, wie sich im 18. Jahrhundert das Leben am Hof gestaltete:

Neben der **eigentlichen Familie** waren viele Verwandte, insgesamt

ca. **220 Personen zu verköstigen**, davon
170 ständig sowie
50 „nur wenn wir sie rufen“
z.B. Offiziere des Privattheeres

Das **Personal** umfasste:

24 Speisenträger	5 Vorreiter
6 Schreiber	16 Pferdeknechte
20 Stallburschen	11 Kutscher
12 Trompeter und Trommler	14 „Frauenzimmer“
11 Handwerker	63 Diener zur bes. Verwendung

20 Gesellen und Lehrlinge
8 Köche

5 Diener der Musikanten

Darüber hinaus waren für den **Ausbau der Burgen und Schlösser** neben etwaigen Kriegsgefangenen vor allem die zur „Robot“ eingeteilten Untertanen – also die Bauern – verfügbar. Die **Privatarmee** der Familie Batthyány beispielsweise umfasste zeitweilig 2.500 Mann, die nur teilweise vom Kaiser bezahlt wurden. Allein die Verpflegung dieser Soldaten, aber vor allem deren Unterbringung, war ein riesiges Problem. So schreibt beispielsweise ein Bediensteter des Güssinger Grafen:

„Nach dem Befehl Euer Gnaden habe ich sie zum Quartier in den Dörfern eingeteilt, ich weiß aber nicht, wie es die Armen halten sollen: Denn Heu gab es nicht, das wenige Nachgras ist auch dreckig, zu nichts gut. Nicht einmal dem eigenen Vieh haben sie etwas zum „Vorwerfen“. Was an Hafer wuchs, essen sie anstelle von Weizen und Roggen selber – wegen der mageren Zeit, die seit 3 Jahren währt – und manch einer hat keinen Bissen zu essen“.

Trotz hoher Einnahmen wuchs die Verschuldung der hochadeligen Grundbesitzer in manchen Perioden immens. **Geldbeschaffung** war also notwendig, die nur auf zwei Arten erfolgen konnte:

- a) Einerseits, indem die Untertanen stärker zur Kasse gebeten wurden, andererseits, indem
- b) Höfe, Meiereien und Weingärten – natürlich in guten agrarischen Lagen – angelegt wurden.

Die Arbeit hierfür war ohnehin von den Bauern im Wege der Robot zu erledigen. Oft waren aber trotzdem **Verpfändungen ganzer Ortschaften** an begüterte Geldgeber notwendig.

2. Das Leben im Dorf:

Im Mittelalter sowie zu Beginn der Neuzeit änderte sich im Dorfleben insgesamt wenig. Es lief relativ geordnet ab, die Hierarchie war eindeutig. In der Landwirtschaft gab es seit Jahrhunderten die **3-Felder-Wirtschaft**, ausreichend Wiesen sowie Weiden und Wald als Gemeinschaftsbesitz.

Drei Kategorien von Dorfbewohnern lebten vom landwirtschaftlichen Ertrag:

a) Lehensbauern

Sie bewirtschafteten $\frac{1}{1}$, $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{4}$ oder $\frac{1}{8}$ Session, also Bauernhöfe, die von Ort zu Ort unterschiedlich groß eingeteilt waren. In Oberschützen wurden ganze Höfe mit Größen von 8 bis 18 Joch vergeben. Der Grundherr teilte sie nicht nach Bodenbonität oder nach Angebot/Nachfrage ein, sondern nach dem **Grad der Belastbarkeit** der Bevölkerung. Neben Hof, Ackerland und Wiesen gehörte zur Session auch ein Anteil an der gemeinsamen Weide sowie am Dorfwald. Die Lehensbauern bildeten die wichtigste Bevölkerungsgruppe, wobei die Session normalerweise an die Söhne vererbt werden konnte. Als Robot waren durchschnittlich 104 Arbeitstage im Jahr vorgeschrieben.

b) Söllner/Kleinhäusler

Sie besaßen ein bescheidenes Haus, einen Gemüse- und Hausgarten, oft auch Rodungsäcker, manchmal noch Weingärten. Sie wurden zu 18 Tagen Robot pro Jahr eingeteilt. Aus dieser Gruppe bildeten sich allmählich die Handwerker heraus, somit waren sie klassische Nebenerwerbsbauern, vor allem aber Selbstversorger.

c) Inwohner (Holden)

Sie hatten keine eigene Behausung, machten aber in manchen Gegenden bis zu einem Drittel der Bevölkerung aus. Sie schliefen - mit Familie - meist auf den etwas geräumigeren

Bauernhöfen, hatten aber nicht immer einen eigentlichen festen Wohnsitz. Robot: 12 Tage pro Jahr.

Über die **Belastungen der Bauern** bestehen heute nur sehr unscharfe Vorstellungen. In der folgenden Übersicht sind die verschiedenen Arten und das Ausmaß an Belastungen dargestellt:

- | | |
|---|--|
| • Staatl. Steuer pro Haushalt | 1 Fl, später 1,5 Fl |
| • Zehent für Kirche | bis 10 % aller Erzeugnisse |
| • Neuntel für Grundherrn | fixe Getreidemenge oder Naturalien an best. Tagen (Schafe, Gänse, Eier, Honig) |
| • Verkaufsrecht für Überschussprodukte | Niedriger Preis |
| • Hauszins | in bar, ungefähr 1 Fl |
| • Sonderzahlungen | bei besonderem Bedarf (Heirat, Begräbnis, Kriegszüge ...) |
| • Weinbau, Schnaps | Grundsteuer bis 20 %
Bannwein 5 Fl
Zwangsverkäufe |
| • Robot, Jagdhelfer | ungemessen |
| • Weite Fuhren | Wein und Getreide nach Graz
Wien, Preßburg |
| • Div. Erfindungen der Herrschaft | neue Maßeinheiten, Zins für Eichelmast, Vierergespann |

Daher ist es auch nicht verwunderlich, dass viele Bauern ihre Zahlungen und/oder die vorgeschriebene Robot einfach nicht leisten konnten. Es kam also immer wieder zu Unruhen und Aufständen.

Aus unserem Raum sind folgende **Bauernaufstände** dokumentiert:

- 1573 Westungarn
- 1642 Hornstein
- 1670 Nikitsch
- 1762 Südburgenland – alle Batthyány-Güter
- 1776 Wolfau, Allhau, Kemeten

Alle Aufstände waren wirtschaftlicher Natur und die Bauern fühlten sich ausgeliefert (Gerichtsbarkeit). Die Situation im Grenzgebiet war besonders schlimm, weil wechselnde Rechtsverhältnisse, verödete Landstriche und Knechtung durch Soldaten („gefügig machen“) die Regel waren. Einschüchterung, Mord, Raub, Plünderung und Vergewaltigungen galten als Standardmethoden hierfür.

Besonderheiten im Burgenland

- Teilweise deutschsprachige Grundherren
- Rechtsvorschriften oft unbekannt/willkürlich
- Kein Kontakt zum Grundherrn, Verwalter herzlos
- Kroaten teilw. mit Privilegien angesiedelt
- Besonders starke Nachwirkungen der Türkenkriege
- Monopol des Adels für den Handel
- Keine Großstädte, daher keine Alternativen zu Arbeit in der Landwirtschaft und eine deutlich spätere Industrialisierung

Es bestand eine deutliche Differenz zwischen geltendem Recht und üblicher Praxis. Der Adel hatte kein Interesse an einem allgemeinen Wohlstand, zudem andere Sorgen (Ausbau der eigenen Position, Kriege).

Beispiele für **Verschleppung** der gesetzlichen Regelung:

Aufhebung der Leibeigenschaft	
1780/90	Reformen Josef II.
1836	Urbarialgesetze
1853	Kaiserliches Patent

Es dauerte also weitere 100 Jahre, bis aus den leibeigenen Untertanen im Burgenland freie Bauern wurden. Speziell in Ungarn opponierte der Hochadel bewusst gegen König und Regierung in Wien.

3. Bauern im Raum Oberschützen

Wie überall sonst gab es in der Landwirtschaft ein Auf und Ab. Von der Herrschaft Bernstein bzw. über Betriebsstrukturen und landwirtschaftliche Entwicklung im nördlichen Teil des Bezirks gibt es kaum genaue Zahlen. Aus der Situation in der Steiermark, aus Güssing und teilweise aus Deutschland lässt sich jedoch ableiten, dass sich unsere Bauern mit folgenden Umständen zurechtfinden mussten (Alltag):

1. Robot auf Abruf
2. Geld für Steuern und Abgaben beschaffen
3. Naturalien laut Vorschrift bereithalten
4. Selbstversorgung der Familie, Vorratswirtschaft und Herstellung der Geräte
5. Versorgung der Zugtiere
6. Erwirtschaften von Geld für Investitionen

Die gleichbleibend triste Situation mündete teils in Unmut und Hilflosigkeit. Es ließen Jahrhunderte anhaltende Gewohnheiten und Lebensphilosophien aber auch Bauern „erfinderrisch“ werden (→ Bauernschläue). So waren häufig arme Lehnensbauern, aber reiche Söllner zu finden. Es war nämlich nicht Größe der Wirtschaft oder Fleiß, sondern das „**geschickte Verhalten**“ (heute: Schlawiner) gefragt. Außerdem hat es keine Abgabepflicht für Rodungsflächen oder Remanentialgrund gegeben. Auch die Zweitfrucht (Zwischenfrucht) war steuerfrei.

Wovon lebten die Bauern?

Neben der Bewirtschaftung der als Session zugeteilten Flächen wurden auch sogen. Zinsäcker sowie Rodungsfelder bestellt, manchmal auch Weingärten. Auf den hausnahen Feldern hat man Obst und Gemüse angebaut. Auf ca. 130 Höfen arbeiteten neben der Besitzerfamilie auch 35 landwirtschaftliche Hilfskräfte (Knechte und Mägde) sowie ca. 150 Tagelöhner. Die Vergrößerung der bewirtschafteten Fläche scheiterte meist am Fehlen der Zugtiere. Ein Durchschnittsbetrieb umfasste etwa 10 Joch (6 ha) Ackerland, die folgendermaßen bestellt wurden:

- 2 ha Brache (zum „Ausruhen“ der Felder)
- 2 ha Herbstsaat: Roggen, Weizen, Dinkel, Wintergerste
- 2 ha Frühjahrssaat: Hafer, Rüben, Hanf, Kartoffel, Hirse

Es wurden meist 2 Kühe mit Nachzucht gehalten, weiters 1 – 2 Pferde (ev. Ochsen), 4 – 6 Schafe, 2 Schweine sowie Ziegen, Hühner und Hasen.

Der karge, wenig gedüngte Boden, von Natur aus kalkarm, lieferte äußerst schlechte Erträge, wobei die Anordnung von Bifang-Feldern (6 – 10 Furchen pro Beet) viele unnötige Grenzstreifen bewirkte.

Eine Vorstellung, wie weit entfernt die Landwirtschaft des 19. Jahrhunderts von der heutigen war, erhalten wir durch einen Blick auf die 1820 dokumentierten Hektarerträge und die jahrzehntelang fast gleich gebliebenen Preise für ihre Erzeugnisse.

Landwirtschaftliche Kennzahlen um 1820

HEKTARERTRÄGE in DZ			PREISE		
(i.J.1820) (i.J. 2000)			(Gulden 1820) (ATS 2000)		
Weizen	11	60	100 kg Weizen	3 fl	150
Roggen	9	50	100 kg Roggen	2	150
Gerste	11,5	60	1 Pferd	25	20.000
Hafer	10	40	1 Kuh	12	15.000
Kartoffel	81	250	1 Jungochse	10	12.000
			1 Kalb	1,20	4.000
			30 kg Salz	6	300
			Pflug + Eisen	3	?

Die Erträge pro Hektar haben sich aber auch in den nächsten 80 Jahren noch nicht wesentlich erhöht. Demgegenüber würden sich viele heutige Bauern die Preise landwirtschaftlicher Produkte von anno dazumal wünschen, vor allem wenn man versucht, den seinerzeitigen Gulden in Euro umzurechnen. Als Richtwert gelten: 1 Gulden (Fl) $\approx$ 1.000 ATS $\approx$ 70 €. Wie bekannt, ist das Umrechnen aber nicht nur bei der Währung, sondern bei alten Maßen und Gewichten äußerst problematisch, weil es in verschiedenen Gegenden unterschiedliche Bezeichnungen gab.

4. Die Zeit G.A. WIMMERS IN OBERSCHÜTZEN - „Vormärz“ 1818 – 1848

Nur wenige bäuerliche Familien konnten sich in unserer Gegend Reserven, also Ersparnisse anlegen bzw. diese in persönlichen Wohlstand investieren. Wohl hatten viele Weinbauern im Raum Eisenstadt/Ödenburg einiges Vermögen angespart oder aufwändige Haushaltsgegenstände angeschafft (mehrere tausend Gulden waren angeblich keine Seltenheit), im Südburgenland hingegen waren es höchstens einige hundert Gulden, die im Bedarfsfall zur Verfügung waren. Der Großteil ihrer Häuser bestand nur aus Küche, Stube, Keller, Stall und Scheune. Das Wohngebäude war aus Stampflehm hergestellt. Meist waren nur ein Bett sowie Stellagen und Truhen vorhanden. Die Schlafgewohnheit der meist kinderreichen Familien ist heute kaum mehr vorstellbar. Einige Wohlhabende konnten sich Anfang des 19. Jahrhunderts schon ein Haus mit einer zweiten Stube, eventuell sogar einer zusätzlichen Kammer und einem Vorraum errichten. Vorräte gab es vor allem an selber gemachtem Leinen.

Auch die **Ernährung** der meist großen bäuerlichen Familie war naturgemäß einfach:

An erster Stelle standen alle Getreidearten inklusive Gerstengrieß und Heidenmehl (Sterz), die im Allgemeinen zur Sättigung reichten. Darüber hinaus gab es immer wieder – in schlechten Zeiten hauptsächlich – Kraut, Rüben, Gurken, Erbsen, Zwiebel sowie Honig zum Süßen.

Seltener waren die eiweißreichen Luxus- oder Sonntagsessen, wozu Schweinefleisch, Geflügel, Fisch oder Hase gehörten. In fortschrittlichen Haushalten stand Wein und Bier (manchmal selbst erzeugt) sowie Obst – später auch getrocknet – zur Verfügung.

Pfarrer Wimmer, der sich auch um die Gesundheit der Bevölkerung sehr bemühte und immer auch naturwissenschaftliches Interesse bekundete, erkannte, dass zur **Verbesserung der Lebensbedingungen** einige Grundvoraussetzungen notwendig waren:

- größere Flächen
- mehr Vieh
- höhere Erträge
- produktiveres Arbeiten
- Freiheit des Einzelnen

Er bezeichnete die Untertanenstruktur öffentlich als „**Sklavenhaltung**“. Den Leuten machte er bewusst, dass für einen höheren Lebensstandard **alle** o.a. Schritte notwendig waren.

- Ein Teil dieser Maßnahmen konnte **eigenständig** erreicht werden,
- für einen anderen Teil war eine **Systemänderung** erforderlich.

Dafür mussten die Bauern aber auch **Selbstbewusstsein** entwickeln – ein schwieriges, hoch angesetztes Ziel.

Die notwendigen Maßnahmen, die dazu führen konnten, waren für Wimmer eindeutig:

Mehr Bildung (→ Evangelisches Schulwerk)

Befreiung von der Grundherrschaft (→ z.Zt. 85 % als Untertanen)

Mehr Einkommen/Fläche (→ Intensivierung der Landwirtschaft).

Wimmers Hauptverdienste

a) Die **herausragenden Schulen** im Ort, deren Auswirkungen auf die Bauernschaft erst einige Jahrzehnte später sichtbar wurden, sind untrennbar mit dem großen Pfarrer, Diplomaten und Reformen verbunden. Daneben waren zwei weitere Maßnahmen für die damals fast ausschließlich bäuerliche Bevölkerung bedeutend:

b) der Urbarial-Elibertationsvertrag 1840

Die damalige allgemeine Situation wurde bereits ausführlich geschildert. Schon Maria Theresia hat Erleichterungen für die Bauern gesetzlich geschaffen. In Ungarn wurden diese aber zögerlich oder überhaupt nicht umgesetzt. Erst 1840 hat der ungarische Reichstag die Möglichkeit für einen **Freikauf untertäniger Gemeinden** beschlossen, allerdings nur, wenn sich beide Teile über den Preis der Befreiung einig waren. Der Grundherr bestimmte also willkürlich die Ablösesumme. Schon 1832 hat Oberschützen per Vertrag mit Gustav Batthyány eine jährlich zu bezahlende Summe von 2.400 Gulden vereinbart, mit der alle Lasten entschädigt sein sollten. Für viele Bauern war die Geldaufbringung schwierig, außerdem zeichnete sich kein Ende der Belastungen und damit der Schulden ab. Am 12.12.1840 war es dann auch gesetzlich möglich, den Vertrag über eine "ewige Ablöse" unterschriftsreif zu gestalten.

Folgende **Rechte** gingen an die Gemeinde Oberschützen über:

Gespann-, Hand- und Jagdrobot,
Holzschlagen, -hacken und -führen,
Hauszins und alle Arten von Zehent,
Ansprüche auf Hutweide und Rodungsgründe,
Branntweinkesselzins und Mahlzins für zwei Mühlen

Als **Verpflichtung** wurde u.a. vereinbart, dass der Pachtzins von zwei Sessionen dem Seelsorger und den Lehrern der Gemeinde zukommen sollte.

Der **Preis** hierfür betrug **40.000 Gulden**, eine für damalige Verhältnisse unvorstellbar hohe Summe, zumal 2.000 Gulden sofort und der Rest innerhalb von zwei Jahren mit 5 %iger Verzinsung aufzubringen waren. Man konnte ein 20.000-Gulden-Darlehen auf 10 Jahre mit 6 %iger Verzinsung aufnehmen, das vor allem jenen Bauern zugute kam, die über kein Bargeld verfügten. Insgesamt wurden mit dieser Summe alle 39 Sessionen des Ortes freigekauft.

Weiters konnten – mit einem zweiten Vertrag – 13 Joch Ackerland und 95 Joch Wald für je 1.000 Gulden auf 32 Jahre als sog. „Pfandbesitz“ übertragen werden. Offiziell war nämlich ein Grunderwerb für Nichtadelige noch nicht möglich.

Der Elibertationsvertrag umfasste insgesamt 9 Punkte, ist mustergültig untergliedert und wurde von der obersten Stelle, dem Komitat Eisenburg, 1844 genehmigt. Er galt als vorbildlich nicht nur für Westungarn. Daher fand er in der Umgebung, zunächst in Schmiedraut und Weinberg (Vertrag 1842) und in allen übrigen Ortschaften des Herrschaftsbesitzes Bernstein noch 1845 und 1846 seine Nachfolger. Diesen wurden allerdings günstigere Bedingungen

(20 Jahre Tilgungszeit) eingeräumt. Das Beispiel wirkte auch auf die Herrschaft Schlaining, wo sich Buchschachen, Hannersdorf und Welgersdorf freikaufen.

Trotz öffentlicher Werbung – auch Budapester Zeitungen lobten die Art dieser Verträge – brachten nur die Tüchtigsten das Geld auf, das für den Freikauf notwendig war, weil es immer noch der Grundherr war, der letztlich den Preis forderte bzw. festsetzte. So wurden in Summe nur knapp 2 % des ungarischen Ackerlandes von Herrschafts- in bäuerlichen Besitz übertragen.

Oberschützen, Schmiedrait und Weinberg zahlten an Gustav Batthyány ihre Ratenbeträge voll, die übrigen 16 Gemeinden stellten nach 1848 die Zahlung ein. Erst nach 1868 wurde nach mühsamen Verhandlungen die gesetzliche Regelung wirksam, dass die geleisteten Entschädigungen durch die Gemeinden vom Staat zu refundieren sind.

Wie allgemein bekannt, musste G.A.Wimmer im Dezember **1848** Hals über Kopf **aus Oberschützen flüchten**. Er hatte sich zu sehr für die ungarischen Interessen im Kampf gegen Wien eingesetzt und galt wegen seiner Unterstützung der Revolution als Hochverräter. Daher wurde er vom Wiener Hof zur Verhaftung ausgeschrieben. So konnte er auch seine dritte landwirtschaftliche Saat, nämlich

c) die Begeisterung der Bevölkerung für den Obstbau

nicht aufgehen sehen. Die Idee, den Anbau von Edelobst zu einem zweiten Standbein für die Bauern zu machen, sollte in der ganzen Region wirken. Hierzu setzte er durch, dass in den Oberschützen Schulen nachmittags praktischer Unterricht u.a. in der Beschäftigung mit Hausgärten erfolgte. Interessant ist der Aufsatz eines ehemaligen Absolventen, (Schuldirektor i.R. Robert Zipser), der sehr ausführlich über Sorten, Pflegemaßnahmen und die damalige fachliche Art der Wissensverbreitung berichtete. So erfahren wir,

- dass Ende des 19. Jahrhunderts ein reger Tauschhandel von Tafelobst aus unserem Gebiet gegen Weizen und Gerste aus Steinamanger und Sarvar bestand.
- dass man dieses Getreide brauchte, weil die vorhandenen Ackerflächen für eine Intensivierung der Viehzucht zu klein waren.
- dass nur unbrauchbares Fallobst zur Mosterzeugung diene.
- dass zum Schnapsbrennen praktisch nur faules Obst verwendet wurde. Das noch genießbare Obst hat man getrocknet und als Dörrobst verkauft oder für Fruchtbrot im Winter aufbewahrt.

Wimmer hat dem Obstbau aber auch deswegen so große Bedeutung zugemessen, weil er die Männer vom Nebenerwerb „Hausieren mit Schnitt und Tuchwaren sowie Seidenerzeugnissen“ abbringen wollte – einer damals als sittenwidrig angesehenen Beschäftigung. Durch Veredeln (Okulieren) sowie die Weiterverarbeitung von Qualitätsobst der verschiedenen Kulturen wäre seiner Meinung nach ausreichend **Arbeit für die ganze Familie** vorhanden.

Ein Hinweis, der im Schulort Oberschützen bemerkenswert ist, wird von Direktor Zipser am Ende seiner Darstellung angeführt:

„In der LBA Oberschützen wurde seit ihrem Bestehen Obstbaumzucht und Bienenkunde gelehrt, um dem Lehrer in seiner freien Zeit eine edle und nutzbringende Beschäftigung in frischer Luft zu ermöglichen, welche zugleich auf seine Gesundheit fördernd einwirken sollte.“

Bekanntlich herrschte damals in Ungarn für alle Lehrer Wirtshausverbot. Der schuleigene Baumschulgarten wurde erst in den 80er-Jahren erneuert und auf den letzten Stand gebracht. Die Orte Pinkafeld, Willersdorf, Jormannsdorf, Aschau, Großpetersdorf, Welgersdorf, Stegersbach, Deutsch-Kaltenbrunn und Kukmirn, u.v.a. verdanken es den Absolventen der LBA, dass seit über 100 Jahren Edelobst in ihren Gemeinden vorhanden ist.

5. Die Jahre nach 1848

Für die Bauern bedeuteten die Jahre 1848/49 eine echte Wende. Das, was 1767 mit der Urbarialregulierung durch Maria Theresia begann, wurde unter Josef II. mit weiteren Anläufen fortgesetzt, in Gesetzen von 1832/36 nochmals formuliert und endgültig 1853 auch in Ungarn umgesetzt: die „**Bauernbefreiung**“. Damit ist ein Gesetz, welches das Verhältnis zwischen Grundherren und Untertanen regelt, in Kraft getreten. In einem Zitat J. Hollenthons aus seinem „Lockenhauser Gedenkbuch 1848“ wird die damalige Situation sehr treffend geschildert:

„Vor dem Jahr 1848 sind wir ganze Sklaven gewest. Da hat man dem Fürsten roboten müssen; man hat ihm Wiesen mähen, schneiden, die Felder ackern und Dung führen müssen. Die Trabanten sind den ganzen Tag mit Prügeln und Stecken vor die Leut gestanden und haben auf die Leute wie auf Vieher herumgeschlagen. Die Verwalter haben die Leute einsperren lassen, ihnen Eisen anschlagen, auf die Bank legen und bis 12 Stockstreich haben sie können geben lassen, was sehr oft wegen geringer Ursach geschehen ist. Dieselben Gesetze sind auch nicht gut gewesen und sollen bei Gott nicht mehr aufkommen.“

Bezüglich Entschädigung waren Meldungen bis 1853 über die Gemeinde zu machen, wobei die Session mit 600 Gulden, die Häuslerbesitzungen mit 50 Gulden bewertet wurden und der Jahresbetrag mit dem Faktor 20 kapitalisiert wurde. Ein Grundentlastungsfonds, der über Aufschläge zu den direkten Steuern finanziert wurde, hat die Geschäfte in den Jahren danach abgewickelt. Für die Bauern hat die persönliche Freiheit jedoch nicht nur Vorteile, sondern **viele Sorgen** in der ungewohnten neuen Situation bedeutet:

- Unternehmertum statt Bevormundung
- Zu kleine, nicht lebensfähige Höfe
- Weitere Teilungen gesetzlich erlaubt und üblich
- Hohe Verschuldung durch Rückzahlungen
- Abwanderung als Folge der wirtschaftlichen Not

Bis 1854 hat nach der missglückten Revolution der Jahre 1848/49 in Ungarn praktisch Belagerungszustand geherrscht. Der Demokratisierungsprozess wurde erst allmählich eingeleitet. Für die neuen Besitzer war es wichtig, dass Grundbücher und Vermessungsämter, aber auch Postämter und eine funktionierende Gemeindeverwaltung eingerichtet wurden.

Gewinner der gesamten Aktion waren sicherlich die **Großgrundbesitzer**. Sie konnten nicht nur ihre Eigenflächen weiter behalten, oft sogar Rodungsäcker dazu bekommen, die Vorteile der anschließenden Kommassierung voll ausschöpfen und nicht zuletzt durch die **staatlich ausbezahlten Ablösesummen** große Geldbeträge in betriebliche Verbesserungen investieren. Es war ihnen also möglich, die sich anbahnende Mechanisierungswelle im Unterschied zu den burgenländischen Kleinbauern voll zu nutzen.

Warum hohe Verschuldung?

Nach der eigentlichen Bauernbefreiung – im deutschsprachigen Westungarn, also nach 1853 – fragt man sich, woher die immer wieder erwähnte Geldknappheit oder sogar die hoffnungslose Verschuldung kam, wenn ohnehin keine finanziellen Belastungen mehr durch den Grundherrn anfielen. Hierfür muss zunächst erklärt werden, wie viele **verschiedene Arten von Grundeigentum** es damals gab. Daher eine sorgfältige Darstellung der unterschiedlich entstandenen Bewirtschaftungsgruppen und ihre Verpflichtungen gegenüber dem Grundherrn bis 1848 (in Oberschützen bis 1840):

--	a) Urbarialgründe volle Belastung	lt. Tabelle für Steuer für Bauern und Häusler, Bestandteil der Hofstelle
A	b) Restländer keine Belastung	Irrtum oder Verheimlichung
A	c) Rodungsflächen private Abkommen keine Robot	Umwandlung durch Bauern nach Einwilligung Rückgabe nach Bezahlung Rodungstaxe
A tw.	d) Weide und Wald Holzlieferung an Grundherrn	Gemeinsame Benützung, teilw. mit Grundherrn Rechte: Holzung, Eichelmast
A	e) Ödland keine vertragliche Regelung	Eigentlich auch Urbarialland Zeitweilig +/- genutzt
A	f) Weingärten Zehent, Zuschläge bis 20 %	Nicht an Hof gebunden Frei handelbar (auch Steirer)

Erklärung: Alle mit A bezeichneten Flächen mussten dem ehemaligen Grundherrn abgelöst werden!

Die Eigentumsübertragung im Rahmen der Bauernbefreiung bezog sich nämlich laut Gesetz nur auf jenen Teil der bewirtschafteten Fläche, der als sog. Urbarialgrund eindeutig ausgewiesen war. Die anderen Kategorien bedurften eigener privatrechtlicher Übereinkommen mit dem ehemaligen Grundherrn, wofür Ablösebeträge auszuhandeln waren. Dieses Geld bzw. die hohen Zinsen hierfür konnten viele Bauern nicht erwirtschaften.

6. Ende des 19. Jahrhunderts

Nach dem sog. „Ausgleich“ erhielt ab 1867 die ungarische Reichshälfte – und damit auch das heutige Burgenland – die staatliche Selbständigkeit. Unter anderem war der freie Gebrauch der Muttersprache auf Gemeindeebene bei Gerichten und in Volks- und Mittelschulen zugesagt; auch die kirchliche Autonomie war gewährleistet. Trotzdem gab es – regional unterschiedlich – in den Gebieten mit nicht ungarisch-stämmiger Bevölkerung (49 % des Staatsgebietes) ständige Bestrebungen zur „**Magyarisierung**“. In den Städten war sie deutlich erfolgreicher als auf dem Land. Dies wirkte sich v.a. in den Schulen häufig katastrophal aus, wenn etwa Lehrer, die kein Wort Deutsch verstanden, in der Volksschule unterrichteten (oder deutschsprachige Lehrer mit ungarischen Büchern).

Industrialisierung

In Ermangelung einer großen Stadt, bedeutender Bodenschätze oder besonders günstiger Verkehrsvoraussetzungen ist die Industrialisierung an unserem Landesteil weitgehend vorbeigegangen. Mit großer Verspätung hat sich lediglich in Pinkafeld (Gerbereien, Tuchmacher, Spinnerei und Deckenfabrik), in Großpetersdorf und Lockenhaus (diverse Textilmanufakturen) industrielle Erzeugung etabliert. Insgesamt etwa 1.000 bis 1.200 Personen sind Ende des 19. Jahrhunderts im Südburgenland Industriearbeiter geworden. Die bezahlten Löhne waren nicht überwältigend, vor allem sehr unterschiedlich: Männer verdienten im Monat bei 13 bis 14 Stunden täglicher Arbeitszeit 3 – 8 Gulden, Frauen 2 – 5 Gulden und Kinder (bis 12 Stunden Arbeitszeit) 1,5 – 3 Gulden.

Die mehrfach erwähnte **geringe Flächenausstattung** der Bauern konnte jedoch – speziell nach dem Verfall der Getreidepreise 1873/75 – die kinderreichen Familien nicht ernähren. Es ist daher verständlich, dass aus unserem Gebiet nicht nur **Saisonarbeiter** scharenweise nach „Österreich“ zogen und bei den landwirtschaftlichen Gutsbetrieben Arbeit suchten, son-

dern auch die ersten **Amerika-Auswanderer** aus Unterschützen und Oberschützen stammten (siehe Dujmovits, Amerika-Wanderung der Burgenländer).

Denn im ganzen Land war eine gewisse Stagnation, ja sogar Verarmung spürbar. Im Unterschied zu den Städten konnten sich bei uns Gewerbe, Handel und Bürgertum nicht entsprechend entwickeln. Daher hat auch die Entstehung eines funktionierenden Bankenwesens eine ähnliche Verzögerung gegenüber Deutschland oder den Großstädten aufzuweisen. Während sich Volksbanken und Raiffeisenkassen in Süddeutschland, aber auch in Niederösterreich schon in den 90er-Jahren großartig entwickelten, gab es im Burgenland kaum genossenschaftliche Bemühungen.

Die Lage der Bauern zur Jahrhundertwende

Zwar liegen über Oberschützen selber keine genauen Angaben auf, jedoch kann aus vergleichbaren Ortschaften Folgendes angenommen werden:

Bedingt durch Kinderreichtum und **häufige Teilungen** des vorhandenen landwirtschaftlichen Besitzes mussten mit einer Fläche von etwa 1.050 ha in landwirtschaftlicher Nutzung 177 Familien, welche durchschnittlich 9 Personen zu ernähren hatten, auskommen. Eine Zählung aus dem Jahr 1895 ergab, dass im ganzen ungarischen Staatsgebiet

< 5 Joch	53 %
5 – 10 Joch	45 %
> 10 Joch	2 % aller landw. Betriebe bewirtschafteten.

In Oberschützen stand unseren Vorfahren also durchschnittlich eine Fläche von 4 ha Ackerland und 2 ha Wiesen zur Verfügung. Demgegenüber wurde die „Lebensfähigkeit“ landwirtschaftlicher Betriebe im damals sehr fortschrittlichen Deutschland mit 15 – 20 ha errechnet. Erste Fachartikel und Zeitschriften aus dem süd- und west-deutschen Raum wurden bei uns nur von den Großbetrieben mit Aufmerksamkeit verfolgt. In Deutschland waren es vier Agrarpioniere, die mit für die damalige Zeit revolutionären Theorien und Ideen wissenschaftlich aber auch praktisch Furore machten:

1. **Albert Thaer**, aus einer Arztfamilie stammend, Zeitgenosse Goethes, der schon 1800 mit seinen Fachbüchern über „Rationelle Landwirtschaft“ die Jahrhunderte alten Gewohnheiten in Frage stellte.
2. **Heinrich Thünen**, der nach 1830 die Nähe zum Markt als wichtigsten Entscheidungsfaktor dafür betrachtete, was ein Landwirt auf seinem Bauernhof erzeugen sollte.
Der Einsatz von Guano und Chile-Salpeter war damals bereits möglich.
3. **Justus von Liebig**, ein Chemiker, dem es gelang, Stickstoff aus Luft zu gewinnen und der mit dem „Gesetz des Minimums“ um 1850 herum berühmt wurde. Dies besagt, dass jener von 5 Hauptnährstoffen den Ertrag begrenzt, der im Minimum vorhanden ist.
4. **Gregor Mendel**, ein Abt und Pionier auf dem Gebiet der Pflanzenzüchtung, welcher die Grundlagen für die moderne Pflanzen- aber auch Tierzüchtung erforschte.

In unserem Gebiet waren aber andere Schwerpunkte zu berücksichtigen. Die Reihenfolge der damaligen bäuerlichen Prioritäten war in etwa:

1. Überleben
2. Schulden zahlen
3. Betrieb vergrößern
4. Vorräte anlegen

Es war bekannt, dass eine starke Mechanisierungswelle von England und Deutschland her auch unsere Großbetriebe erreichte, dem Kleinbauern standen allerdings so viele Arbeitskräfte zur Verfügung, dass nennenswerte Maschinenankäufe noch nicht aktuell wurden.

Einen leichten Vorsprung, was Intensivierung der Landwirtschaft anbelangt, kann man allerdings den im Großen und Ganzen durch die Oberschützer Schulen offener gewordenen Bauern der Umgebung bescheinigen. Sowohl in der Viehzucht (Einkreuzung der Simmentaler) als auch im Obstbau (Prämierungen auf Messen in Steinamanger und Budapest) waren die Landwirte unseres Gebietes vorne dabei. Es war dies die Zeit, als die Fruchtfolge bei den fortschrittlichsten Betrieben bereits umgestellt wurde. Die 3-Felder-Wirtschaft ist durch die „Norfolker Fruchtfolge“ (Hackfrucht/Sommerung/Futter/Winterung) abgelöst worden. Allmählich wurde der Maisanbau eingeführt, auch neue Getreidesorten kamen von Deutschland und Niederösterreich her ins Land und der Kleeanbau begann die Brache abzulösen.

Erstmals war aber auch spürbar, dass es innerhalb der Bauern einen Verdrängungswettbewerb gab, der sich für das Dorfleben nicht gerade positiv auswirkte. Immerhin ist der agrarische Bevölkerungsanteil innerhalb eines Jahrhunderts von etwa 85 Prozent auf etwa 52 Prozent gesunken. Viele Bauern, aber noch mehr die weichenden Erben, sahen es als Lösung an, ihr Heil in Wien oder anderen Städten zu suchen (Binnenwanderer) oder aber zu Hunderten in die USA oder nach Kanada auszuwandern.

Aus heutiger Sicht kann man festhalten, dass die jahrhundertlang bestehende, im Burgenland bis in die 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts andauernde Abhängigkeit ihre Spuren auch bei den hiesigen Menschen hinterlassen hat (Obrigkeits-Hörigkeit). Der diesbezügliche Unterschied zu den steirischen und nordburgenländischen Berufskollegen ist nach wie vor erkennbar. Geblieben sind Bescheidenheit und Fleiß sowie eine Flexibilität unserer Bauern, die uns auch für schlechter werdende Zeiten Vertrauen zu unserer heimischen Landwirtschaft geben können.

Verwendete Literatur:

Deutsche Agrargeschichte, hg. v. Günther Franz,

Bd. 2: Abel Wilhelm: Geschichte der deutschen Landwirtschaft vom frühen Mittelalter bis zum 19. Jahrhundert, Stuttgart 1978³

Bd. 5: Haushofer Heinz, Die deutsche Landwirtschaft im technischen Zeitalter, Stuttgart 1972²

Bajlicz Werner, Entwicklung und Struktur der Land- und Forstwirtschaft im Bezirk Oberwart (Südburgenland) unter Berücksichtigung gesamtwirtschaftlicher Verhältnisse, Dipl. Arb. Wien 1994

Brusatti Alois (Hg.), Die wirtschaftliche Entwicklung. Die Habsburgermonarchie 1848-1918 Bd. 1, Wien 1973

Dujmovits Walter, Die Amerikawanderung der Burgenländer, Pinkafeld 1992²

Ernst August, Geschichte de Burgenlandes, Wien 1987

Graupner Ludwig, Die Güssinger Landschaft. Ein überbevölkertes österreichisches Grenzland, in: Geograph. Jahresbericht aus Österreich, XXIII.Bd., Wien 1949, 1-124

Kovács Tibor, Das südliche Burgenland in den Konskriptionen aus der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts, Burgenländische Forschungen 56, 1966

Ders., Das südliche Burgenland in den Volkszählungen der Jahre 1857 und 1869, Burgenländische Forschungen 63, 1972

Kropf Rudolf, Bauernunruhen im burgenländischen Raum vom 15. bis zum 19. Jahrhundert, in: Internationales Kulturhistorisches Symposium Mogersdorf, Maribor 1973, 133-146

Ders., Agrargeschichte des Burgenlandes in der Neuzeit. Vom Beginn des 16. Jahrhunderts bis zur Aufhebung der Grundherrschaft im Jahre 1848, in: Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie 20, 1972, 3-22

Prickler Harald, Geschichte der Herrschaft Bernstein, Burgenländische Forschungen 41, 1960

Schlag Gerald, Landwirtschaft und Landwirtschaftspolitik im Burgenland vom 1. Weltkrieg bis zu Weltwirtschaftskrise, in: 60 Jahre Burgenland: Vorträge des Landeskundlichen Diskussionsnachmittags am Landesarchiv 1981, Eisenstadt 1982, 110-130

Seedoch Johann, Zur Urbarialregulierung nach 1848 im burgenländischen Raum, in: Acta Historico-Oeconomica, Vol 23-24, Str.1-136, Zagreb 1997, 19-28

Vörös Károly, Das südliche Burgenland um die Mitte des 18. Jahrhunderts, Burgenländische Forschungen 42, 1960

Zimányi Vera, Der Bauernstand der Herrschaft Güssing im 16. und 17. Jahrhundert, Burgenländische Forschungen 46, 1962

Orts-Chroniken aus: Aschau, Bernstein, Güssing, Schmiedrait, Unterwart, Willersdorf

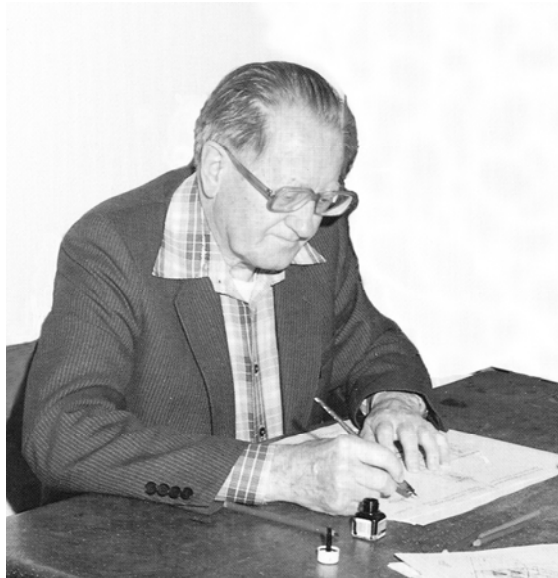
Gottfried Reszner

Einführende Worte zur Sonderausstellung

„OStR. Prof. Franz Simon (1909-1997) - Gemälde, Zeichnungen, Drucke

„Heimkehr vom Felde“ – einem Gauermann-Gemälde nachempfunden – und eine „Objektstudie“ mit Zeichenkohle nach einer alten Petroleumlampe aus der mühsam zusammengetragenen Sammlung von OStR. Prof. Franz Simon, - das waren die Themen für die praktische Prüfung bei meiner Zeichen-Matura im Jahre 1970.

Damit ist meine Beziehung zu Prof. Simon erklärt. Ich bin im Jahre 1963, von der Hauptschule Großpetersdorf kommend, in die zweite Klasse des Bundesrealgymnasiums in Oberschützen übergetreten und hatte ihn von Anfang an als Zeichenlehrer.



Mit den Themen für meine Zeichen-Matura ist auch bereits gesagt, was meinem ehemaligen Kunsterzieher besonders viel bedeutete. Er war ohne Zweifel ein sehr bodenständiger und traditionsverhafteter Mensch. Im Vorwort zu seinem ersten Buch schreibt er, dass es ihm schon als Kind besondere Freude bereitet hat, in seinem Heimatort Kohfidisch Zeichnungen nach den strohgedeckten Bauernhäusern und Porträts von den Dorfleuten anzufertigen. Diese Eigenschaften sind natürlich auch in seinen Zeichenunterricht eingeflossen.

Sehr bald wurde mir als seinem Schüler klar, dass die Natur in ihren unendlich vielen und abwechslungsreichen Erscheinungsformen das bestimmende Element im Leben und Werk von Prof. Simon war. Er lebte mit diesem

intensiven Bezug zu seiner Heimat und im weitesten Sinn zur Natur und versuchte diesen auch als Lehrer seinen Schülern entsprechend zu vermitteln. So wurde ich schon sehr früh damit vertraut, die Vielfalt der Natur zu sehen, - nicht nur zu sehen, sondern auch zu empfinden und diese Empfindung in meine eigene künstlerische Arbeit einfließen zu lassen. Ich habe in meiner ureigensten Persönlichkeit wohl auch immer ähnlich gedacht: Ich bin sehr mit der Landschaft verbunden, in die ich hineingeboren wurde und in der ich aufgewachsen bin, und diese Bodenständigkeit bestimmt in vielerlei Hinsicht mein Leben. Es ist mir daher auch nie schwer gefallen, Prof. Simon in seinen Anweisungen zur künstlerischen Auffassung der Realität zu folgen und seine Absichten zu verstehen.

Ich kann mich noch sehr gut erinnern, als er uns unermüdlich klarzumachen versuchte, dass Malerei niemals nur bloßes „Abmalen“ oder „Abzeichnen“ von der Natur sein kann. Ein lebendiger Zugang zur Realität kann nur über die Empfindung gehen, die über das Erfassen des äußeren Erscheinungsbildes eines Gegenstandes oder einer Landschaft weit hinausgeht, und er bediente sich dabei gerne eines Zitates des Impressionisten Max Liebermann: *„Die Liebe ist alles in der Kunst. Man kann keinen Grashalm malen, wenn man ihn nicht liebt!“* Bezeichnenderweise hat er dieses Zitat auch seinem persönlichen Vorwort zum ersten Buch „Bäuerliche Bauten im Südburgenland“ vorangestellt.

In diesem Sinne bitte ich Sie auch, die mit ausgestellten Arbeiten von Schülern der 3. und 4. Klasse der Volksschule Oberschützen zu verstehen. Sie sind als ein erster Versuch entstanden, von der Natur vorgegebene Objekte möglichst genau zu betrachten, sich mit den vorgegebenen Formen auseinander zu setzen und zu Papier zu bringen.

Prof. Simon war neben seiner Haupttätigkeit als Kunsterzieher – und das werden viele von Ihnen vielleicht nicht wissen – auch Mathematiker und geprüfter Lehrer für Darstellende Geometrie und legte als solcher besonderen Wert auf die perspektivische Richtigkeit in seinen Architekturzeichnungen und natürlich auch, wenn er uns mit dem räumlichen Erfassen z.B. der Türme der Oberschützener Kirchen beschäftigte, und sehr bald verstand ich, dass ein künstlerisch lockerer Umgang mit den Gesetzen der Perspektive im Sinne von „Abstraktion“ erst möglich wurde, wenn man sie begriffen hatte. Es war für mich immer ein Zeichen von pädagogischer und menschlicher Größe – und er ist auch in dieser Hinsicht für mich ein Vorbild –, wenn er dabei oft die ehrliche Auseinandersetzung und den gezeigten Willen ebenso positiv bewertete wie das nicht immer gelungene Werk.

Wenn man sich die Mühe macht, seine beiden Bücher nicht bloß oberflächlich durchzublättern, sondern das eine oder andere Objekt eingehender gewissenhaft betrachtet, dann offenbart sich bald neben dem volkscundlich wissenschaftlichen Aspekt einer sehr exakten Bestandsaufnahme die darüber hinausgehende Sicht des Künstlers durch die beeindruckende, bis ins kleinste Detail gehende grafische Qualität der Zeichnung.

An den ausgestellten Arbeiten lässt sich unschwer nachvollziehen, dass ihm die Zeichnung als künstlerisches Ausdrucksmittel wichtiger war als die Malerei, - unter anderem auch zu sehen an seinen mit besonderer Sorgfalt hergestellten und gedruckten Radierungen und Linolschnitten, nicht in verkaufsfördernd hohen Auflagen, sondern in eigenhändig hergestellten Einzelblättern in altmeisterlicher technischer Brillanz.

Nicht mehr verwendete Zink- oder Kupferplatten durften die Schüler zur Herstellung von so genannten Monotypien verwenden, eine Technik, bei der die Metallplatten mit Ölfarben bemalt wurden. Mit einer Tiefdruckpresse, die im hinteren Bereich des Zeichensaales stand, wurden dann Umdrucke auf Papier hergestellt, und aus der an sich pastosen Malerei wurde wiederum eine farbreduzierte, fast an eine Litografie erinnernde Grafik. Gerade diese Monotypien haben in meiner Mappe bei der Aufnahmsprüfung an der Hochschule für angewandte Kunst besondere Beachtung gefunden und sind sehr positiv bewertet worden.

Neben seinen Bemühungen im praktischen Unterricht hat Prof. Simon auch besonderen Wert darauf gelegt, dass wir Schüler – und vor allem seine Maturanten – auch die wichtigsten Kulturdenkmäler unserer Umgebung kennen lernten. Scheinbar Unwesentliches hat Kunstgeschichte auf seine Art sehr lebendig gemacht:

Die vielfältigen, kaum sichtbaren Steinmetzzeichen etwa am Mauerwerk der Mariasdorfer Kirche sind auf diese Weise für mich zu einem nahezu einzigartigen Charakteristikum für gotische Sakralarchitektur geworden, und ich gebe dieses so erfahrene Wissen auch gerne an Interessierte weiter – mit dem Verweis auf meinen ehemaligen Kunsterzieher.

Unzählige „Kunstkarten“ – ebenso akribisch gemalt wie die vielen bäuerlichen Geräte – hat er uns immer wieder, korrespondierend mit den praktischen Aufgabenstellungen, im Unterricht gezeigt, und zu vielen gab es einprägsame Geschichten, die die manchmal abstrakte Theorie für uns Schüler lebendig machten.

Prof. Simon hat natürlich auch gemerkt, dass die Auseinandersetzung mit Kunst für mich immer einen hohen Stellenwert hatte, und als es sich schließlich gegen Ende der Oberstufe abzeichnete, dass ich mir eine berufliche Zukunft in dieser Richtung durchaus vorstellen konnte, hat er alles getan, um mich in diesem Wunsch zu bestärken, und er hat mich auch noch nach der Matura bei der Vorbereitung auf die Aufnahmsprüfung an der Akademie beraten und gefördert. Ich hatte überhaupt das Glück, auch während meines Studiums mit Professoren zusammenarbeiten zu dürfen, die die grundlegende Ausbildung am Gymnasium in einer sehr einfühlsamen Weise aufgegriffen und fortgesetzt haben und denen die ehrliche Auseinandersetzung mit Kunst immer wichtiger war als der vordergründige künstlerische Effekt.

Prof. Simon hat meinen Weg auch nach dem Studium mit Interesse verfolgt, und es war für mich schließlich eine besondere Bestätigung, an der Schule als Lehrer in seine Fußstapfen zu treten, an der ich als Schüler unter seiner Obhut stand.

Seine Konsequenz als Pädagoge konnte Prof. Simon nach Beendigung seines Schuldienstes vor allem in der mindestens ebenso konsequenten Auseinandersetzung mit der Landschaft, der Architektur und dem Brauchtum im südburgenländisch-pannonischen Raum fortsetzen und die Menschen weit über unsere Grenzen hinaus dafür interessieren und sensibilisieren. Daraus sind diese beiden wunderbaren Bücher entstanden. Für mich sind sie ein Musterbeispiel für eine optimale Symbiose von genauem Studium der Natur und künstlerischem Ausdruck und ringen mir immer wieder neuen Respekt ab.

Er lehrt damit den Betrachter nicht nur zu schauen, sondern auch zu verstehen.

Die Autoren:

OStR. Prof. Mag. Werner Gross, AHS-Lehrer am BG/BRG Oberschützen,
A-7432 Oberschützen, Willersdorfer Straße 33

Dr. Wolfgang Gürtler, Burgenländisches Landesmuseum,
A-7000 Eisenstadt, Museumgasse 1-5

Ing. Wolfgang Komzak, ehemaliger Konsulent des Bundesdenkmalamtes,
A-7432 Aschau 49

Univ. Prof. Dr. Gustav Reingrabner, Institut für Kirchenrecht und Evangelische Kirchenordnung an der Evang. Theologischen Fakultät der Universität Wien,
A-2424 Zurndorf, Angerried 16

Prof. Mag. Dr. Gottfried Reszner, AHS-Lehrer am BG/BRG Oberschützen,
A-7503 Kleinpetersdorf 60

Edith Schedl, HS-Lehrerin in Wien,
A-1220 Wien, Biberhaufenweg 100/95

Dipl. Ing. Heinz Zotter, ehemaliger Leiter der Landwirtschaftlichen Bildungsstätte in Oberwart,
A-7432 Oberschützen, Sixtinagasse 3

Der Museumsverein Oberschützen

"Tradition ist nicht die Anbetung der Asche, sondern das Weitertragen des Feuers."

Dieses Zitat von Gustav Mahler hat sich der Museumsverein Oberschützen zum Leitspruch gewählt.

Oberschützen kann auf besonders viel Tradition und eine reiche Geschichte verweisen. Beides wird den Besuchern des südlichen Burgenlandes im "**Heimathaus**" neu präsentiert, einem Ort der Begegnung von Menschen unterschiedlicher Kulturen und unterschiedlicher Interessen. Denn unsere Geschichte ist für unsere Zukunft wichtig.

Die Aufgaben des Vereins

Der Museumsverein Oberschützen hat sich vier große Ziele gesteckt:

- Die Aufbereitung der "**Sammlung Simon**", ihre Sichtung, Restaurierung, Erhaltung und ihre wirksame Präsentation in neu adaptierten Räumen.
- Die Würdigung **Gottlieb August Wimmers**, des Gründers der Oberschützer Schulanstalten und bedeutenden evangelischen Pfarrers.
- Entwicklung von **Zukunftsperspektiven für die Landwirtschaft** im Raum Oberschützen und Umgebung.
- Zusammenarbeit mit dem **Hianzen-Verein** und dem überregionalen Dialektinstitut zur Bewahrung, Pflege und wissenschaftlichen Erforschung der heimischen Mundart.

Darüber hinaus bietet das „Haus der Volkskultur“, in unmittelbarer Nähe zum Kurort Bad Tatzmannsdorf, schöne Veranstaltungsräume für Vereine und regionale Institutionen.

In unserem Museum können Sie auch **traditionelle Handwerkstechniken** wie Filzen und Korbflechten erlernen und die fertigen Arbeiten gleich mit nach Hause nehmen.

Anmeldung: Tel.: 0699/ 107 03 921

E-mail: info.museum@hausdervolkskultur.com

Nicht zuletzt laden wir Sie ein, die Anliegen unseres Vereins dadurch zu unterstützen, indem Sie **Mitglied** werden. Der Mitgliedsbeitrag beträgt 5,-€ im Jahr. Als Mitglied werden Sie auch regelmäßig über die laufenden Aktivitäten informiert.